Nr. 33 — Jahrgang 15 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 9. Februar 1930

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120—, 1 ganze Seite 240— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 2. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Einigung über Finanzreform und Youngplan

Die Parteiführerbesprechung über die Reichstagsarbeiten — Erst Finanzreform, dann Youngplan — Rauscher berichtet über Ostfragen — Mißtrauensantrag gegen Braun

Berlin. Ueber den Verlauf der Parteiführerbesprechung berichtet der „Vorwärts“, in der Aussprache über die Vorschläge des Reichsfinanzministers sei vom Zentrum dargelegt worden, aus welchen Ursachen Zentrum und BVP. vor der Erledigung der Younggesetze eine Entscheidung des Reichskabinetts und der Parteien wegen des Etats 1930 wünschten. Von dem Finanzprogramm über das Jahr 1930 hinaus sei dabei nicht gesprochen worden. Der Grundgedanke der Anregung des Zentrums habe auch bei anderen Parteien Anerkennung gefunden. Bedenken hätten sich jedoch wegen der zeitlichen Verzögerung des Youngplanes und einer eventuellen sachlichen Rückwirkung erhoben.

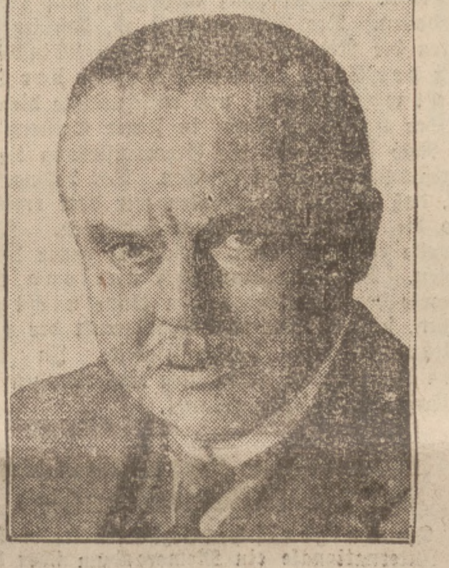
Die „DAZ.“ sagt, das grundsätzlich Wichtige der Besprechung sei der Entschluß, der Forderung des Zentrums entsprechend die Grundlage des Etats vor der Verabschiedung der Younggesetze zu bestimmen. Das sei ein formaler Erfolg des Zentrums, der es hoffentlich ermutigen werde, auch auf seinen außenpolitischen Wünschen nach Klarheit zu bestehen.

Besprechung über die Ostfragen

Berlin. Im Reichstage fand am Freitag nachmittag eine interfraktionelle Besprechung über die Ostfrage statt, an der die Führer aller Fraktionen mit Ausnahme der Kommunisten und der Nationalsozialisten teilnahmen. Der deutsche Gesandte in Warschau, Rauscher, berichtete über die Ostfragen.

Mißtrauensantrag gegen Ministerpräsident Braun

Berlin. Die deutschnationale Fraktion im preußischen Landtag hat einen Mißtrauensantrag gegen den Ministerpräsidenten Dr. Braun eingebracht. Der Antrag wird damit begründet, daß im Reichsrat die Stimmen der preußischen Staatsregierung für das Abkommen mit Polen abgegeben worden seien, obwohl ein ausdrücklicher Beschluß des Landtages die Ablehnung dieses Abkommens gefordert habe. Damit habe die preußische Regierung einen Landtagsbeschluß von allergrößter politischer Bedeutung geradezu zuwider gehandelt und lebenswichtige Interessen des preußischen Staats — vor allem der Ostprovinzen — die durch den Beschluß des Landtages geschützt werden sollten, schwer geschädigt.



Staatsminister a. D. Dr. Drews

der Präsident des Oberverwaltungsgerichts in Berlin, wird am 11. Februar 60 Jahre alt. 1914 zum Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium des Innern ernannt, übernahm er 1917 die Leitung dieses Ministeriums und wirkte nach der Revolution als Staatskommissar für Verwaltungsreform.

Das Dreimächteabkommen in London gesichert

Frankreich verstimmt — Neue englische Vorschläge

London. Das am Freitag spät nachmittag veröffentlichte britische Memorandum hat die in französischen Kreisen über den amerikanischen Vorschlag bestehende Bestimmung noch verschärft. Auf Grund des neuen englischen Vorschlages ist völlig klar, daß zwischen England und den Vereinigten Staaten vollkommene Uebereinstimmung besteht, während in bezug auf Japan noch einige Schwierigkeiten vorhanden sind. Trotzdem ist ein Dreimächteabkommen nicht mehr ernstlich gefährdet und dieses Abkommen wird auf einer sehr erheblich unter den Begrenzungen des Washingtoner Vertrages liegenden Grundlage erreicht werden können. Die Aussichten für ein Fünfmächteabkommen haben sich entsprechend verschlechtert.

Die Stellung Frankreichs ist zum ersten Mal seit Beginn der Flottenkonferenz schwierig geworden. Frankreich ist nicht länger die führende Macht der Konferenz.

Neue englische Vorschläge

London. Die britische Regierung hat am Freitag der Flottenkonferenz eine Denkschrift übermittelt, die die amtlichen britischen Vorschläge für die Flottenabrüstung enthält. Sie geht von dem Grundgedanken aus, daß eine Verminderung der Flottenstärken nicht genügt und daß auch eine Vereinbarung über die künftigen Bauprogramme auf der Grundlage der Bedürfnisse der Länder notwendig ist. Deshalb wird vorgeschlagen, daß das Abkommen der Londoner Flottenkonferenz bis 1936 laufen und 1935 eine neue Konferenz einberufen werden soll.

Im einzelnen wird dann vorgeschlagen: Ein Abkommen soll nicht nur über die Höhe der Gesamttonnage der einzelnen Länder, sondern auch über die Größe der Schiffe der einzelnen Kategorien und die Höhe der jedem Land für die einzelnen Kategorien zustehende Tonnage erzielt werden. Die britische Regierung lehnt für Großkampfschiffe, Flugzeugmutterschiffe und U-Boote das Uebertragnugsrecht ab, würde aber einer Uebertragung eines zu bestimmenden Prozentsatzes aus der Klasse der mit 21 Zentimeter bewaffneten Kreuzer in die Klasse der 15-Zentimeter-Kreuzer zustimmen. Die britische Regierung schlägt weiterhin vor, daß die im Washingtoner Vertrag festgesetzte Anzahl von Großkampfschiffen bereits 18 Monate nach der Ratifizierung des sich aus der Londoner Konferenz ergebenden Vertrages erreicht werden soll, anstatt 1936. Großbritannien tritt weiter unter Beibehaltung des Washingtoner Rechteverhältnisses für eine Verminderung der Größe der Großkampfschiffe von 35 000 auf 25 000 Tonnen und Herabsetzung der Geschützstärke von 42 Zentimeter auf 30,5 Zentimeter ein, sowie für eine Verlängerung der Lebensdauer von 20 auf 26 Jahre. Es begrüßt ein Abkommen, daß die völlige Abschaffung der Großkampfschiffe ermöglichen würde. Für Flugzeugmutterschiffe wird für England und die Vereinigten Staaten eine Gesamttonnage von je 100 000 Tonnen anstelle 135 000 To. des Washingtoner Vertrages vorgeschlagen. Als höchste zulässige Größe werden 25 000 Tonnen sowie einer Verlängerung der Lebensdauer von 20 auf 26 Jahre empfohlen.

In der Kreuzerfrage wird anstelle der bisherigen Zweiteilung eine Dreiteilung vorgeschlagen: a) 10 000-Tonnen-Kreuzer mit 21-Zentimeter-Geschützen, b) leichte Kreuzer mit 10-Zentimeter-Geschützen bis zu Größen von 6 bis 7000 Tonnen, c) Kreuzer unter 6000 Tonnen. Als Höchstgrenze für Zerstörer-Führerschiffe wird 1850 Tonnen, für Zerstörer 1500, als stärkstes Geschützkaliber für beide Typen 12 Zentimeter vorgeschlagen. Das auf 200 000 Tonnen angesetzte britische Bauprogramm für Zerstörer könne herabgesetzt werden, wenn die U-Bootforderungen anderer Mächte vermindert würden.

In der U-Bootfrage will Groß-Britannien sich auf eine Verteidigungsstaffel beschränken und die Größe der U-Boote soweit als möglich verringern.

Ende oder Anfang?

Von Verhandlungen zur Verständigung zwischen Polen und Deutschland.

Während sich die polnisch-deutschen Handelsvertragsverhandlungen dem baldigen Abschluß nähern, das Liquidationsabkommen vom Reichsrat angenommen ist und mit aller Wahrscheinlichkeit auch vom Reichstag gutgeheißen wird, nachdem es einen Bestandteil des Youngplanes bildet, durchleben beide Nachbarn eine Wirtschaftskrise, die größte Erschütterungen nach sich ziehen wird. Die deutsche Minderheit in Polen hat rückhaltlos die Verständigungsarbeit durch ihre Presse gutgeheißen, wenn sie sich auch gewisse Zurückhaltung bezüglich ihrer Wünsche auferlegen mußte. Nachdem dieser Tage eine etwas voreilige Meldung aus Berlin in Warschau bereits den Handelsvertrag als unterzeichnet berichtet hat, kann man annehmen, daß die strittigen Punkte, Kohlen- und Schweinekontingent, überwunden sind, und daß der Abschluß erfolgen wird. Man hat in Deutschland verlauten lassen, daß bei der letzten Aussprache zwischen Zaleski und Rauscher auch der Minderheiten gedacht wurde, und daß man sie besonders schützen will. In welcher Hinsicht, ist noch nicht bekannt und, wenn sie nicht weiter gehen, als das, was man durch besondere Auslegung aus dem Liquidationsabkommen herauslesen kann, so muß man schon zugeben, daß der Erfolg sich recht, recht bescheiden ausnimmt, denn man muß ein wenig auf die Auslegekunst der polnischen Behörden gegenüber ihren Minderheiten zurückgreifen, wenn man unsere Bedenken verstehen will. Diese Bedenken sind umsomehr berechtigt, als gerade Herr Zaleski nach der Aussprache mit Herrn Rauscher in seinem außenpolitischen Exposee, Töne angeschnitten hat, die zwar Schalmeien ertönen lassen, bezüglich der deutsch-polnischen Verständigung, aber auch durchblicken lassen, daß man eigentlich alles getan hat, was man in dieser Beziehung gegenüber den Minderheiten zutun verpflichtet ist. Sind also keine bindenden Abmachungen zwischen Herrn Zaleski und Herrn Rauscher getroffen worden, nur eine Art Auslegung zum Liquidationsabkommen, so ist, wenn man das Exposee Zaleskis zugrunde legt, auf eine Aenderung der Behandlung der deutschen Minderheit nicht zu rechnen, es bleibt alles beim alten, denn der Völkerbund hat bekanntlich nach Zaleskis Ansicht, die polnische These, bezüglich der Minderheiten, gutgeheißen und Deutschland soll dem Völkerbundsbericht zugestimmt haben, ohne besondere Vorbehalte, mit der einzigen Bemerkung, daß es diese Frage später wieder einmal aufrollen wird.

Herr Zaleski hat auch bei dieser Gelegenheit betont, daß die polnische Regierung ihrer Minderheit gern alle Rechte gewährt, auf die man bei loyalem Verhalten Anspruch erheben darf. Was man hierzulande unter dem Begriff, „loyal“ versteht, bedarf wohl keines Kommentars, denn es heißt, alles geduldig ertragen, nichts sagen und in allen patriotischen, polnischen Vereinen den Spender abgeben, rückhaltlos auf die eigene Anschauung als Bürger verzichten und bei Wahlen ohne jegliche Bedingung auf die Regierungsliste zu stimmen. Dafür fällt ein Brocken vom Regierungstisch gelegentlich ab und da man dann bereits im Westmarkenverein oder auch im Aufständischenverband, beziehungsweise bei den Legionären sein muß, wenn man loyaler polnischer Staatsbürger ist, so bedarf es keiner besonderen Schutzschrift und man hat keine Schwierigkeiten, weil man sein Eigenleben aufgegeben hat und in der polnischen Wirtsnation aufgegangen ist. Großzügig hat man für diese Art „loyaler Deutscher“ auch noch zum Ueberfluß einen „Kultur- und Wirtschaftsbund“ begründet, der sich der besonderen Fürsorge der Behörden erfreut. Die deutsche Sprache und die kulturellen Bedürfnisse werden einem dann in einem amtlichen Organ vorgesetzt, in dem recht kräftig auf alle Vorgänge, die sich in Deutschland vollziehen, geschimpft und die polnische Politik über alle Maßen gelobt wird, die Träger der Regierung angehimmelt werden und die Opposition in den Dreck gezogen wird. So sieht ungefähr der „loyale“ Staatsbürger deutscher Zunge nach polnisch-patriotischem Spiegelbild aus. Wer aber so „loyal“ ist, den müssen wir deutscherseits als eine erbärmliche Kreatur bezeichnen und solche Kreaturen findet man leider auch in den Reihen der „Urdeutschen“, soweit sie nicht bereits zu Nationalbolschewisten geworden sind, die wiederum nur bedingt „loyal“ sind.

Wir deutschen Sozialisten haben stets ausgedrückt, daß wir den Begriff loyal weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung hin anerkennen. Wir können und wollen keinem bürgerlichen Staat gegenüber loyal sein, ihm gilt

unser Kampf bis zur Umwandlung in einen demokratisch-sozialistischen Staat, in welchem es nur gleichberechtigte Bürger, ohne Unterschied der Sprache, Religion und Nation gibt. Und wir glauben im polnischen Staat diese Forderung umsomehr erheben zu können, als diese Grundthesen in der polnischen Verfassung verankert sind, nur leider in der Praxis keine Anwendung finden, weil man die Ausführungsgesetze fast zehn Jahre nach der Verfassungsannahme noch nicht beschlossen hat. Und die Ausführungen des polnischen Außenministers lassen auch die Annahme zu, daß es bald besser wird oder gar, daß diese Gesetze bald eingebracht werden. Wer aber die polnisch-patriotische Presse, einschließlich der Subventionsreptilien, betrachtet, der muß staunen, mit welcher Energie man sich da für die polnische Minderheit im Ausland einsetzt, aber bei sich selbst zu Haus nichts tut, um auch nur einen Ausgleich zwischen Staatsvolk und Minderheit zu versuchen. Wir haben denn auch bei jeder Gelegenheit betont, daß die deutsch-polnische Verständigung immer eine Kernfrage des Problems der Behandlung der deutschen Minderheit in Polen bleiben wird. Und jetzt, kurz vor Abschluß des Handelsvertrages, müssen wir erneut die Frage aufstellen, daß unsere Behörden nichts unternehmen, um der deutschen Minderheit zu beweisen, daß sie sich in diesem Staate wohlfühlen kann.

Die Behandlung der deutschen Minderheit in Polen ist es, die der chauvinistischen Presse im Reich Gelegenheit gibt, gegenüber Polen einen scharfen Ton anzustimmen, der naturgemäß nicht in Warschau ohne Widerhall bleibt. Und da muß man es bedauern, daß der polnische Außenminister nicht etwas grundsätzlich jeden Chauvinismus ablehnt, sondern nur von psychologischen Voraussetzungen spricht, die die Verständigung herbeiführen sollen. Will der polnische Außenminister die Verständigung ernsthaft, dann ist es an der Zeit, daß er von einer Organisation, wie es der Westmarkenverein ist, entschieden abrückt und ihr kulturelle Aufgaben zuweist, allerdings nicht solche, wie er etwa vom Aufständischenverband in Genf vortrug, indem er diesem „kulturelle Zwecke" unterschob. Denn das Versammlungssprengungen, Fensterscheibeneinhauen und Bombenwürfe kulturelle Ziele patriotischer Organisationen sind, wird wohl der polnische Außenminister kaum angenommen haben. Und hier liegt der Anfang oder auch das Ende oder umgekehrt, der polnisch-deutschen Verständigung. Will man ein Echo dieser Verständigung in Deutschland finden, so leite man eine vernünftige Minderheitenpolitik ein. Wir unterstreichen mit allem Nachdruck, daß wir keine Sonderrechte fordern, daß wir gern auf alle internationalen Konventionen und sonstige Verträge verzichten, wenn man den Wortlaut der Verfassung in ihrem Sinne auslegt und den Minderheiten die Rechte gewährt, die man für die eigenen Stammesgenossen im Ausland, als polnische Minderheit wünscht. Nicht darauf, ob loyal oder irredentistisch, kommt es an, sondern, um die Erziehung zum polnischen Staatsbürger unter Gewährung der garantierten Rechte.

Betrachtet man die heutige Praxis gegenüber der deutschen Minderheit in Oberschlesien zum Beispiel, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß es hier nur gekaufte Gauner gibt, kein spezifisches Volk mit nationalem Bewußtsein, dessen Gesinnung, je nach Konjunktur, einem Wechsel unterliegt. Es ist rein polnisches Land und rein polnisches Volk und doch gibt man sich die erdenklichste Mühe, es erst polnisch zu machen. Wir sind der Meinung, daß nationale Erziehung weder durch den Westmarkenverein, noch durch die Praxis des Aufständischenverbandes der oberschlesischen Bevölkerung beigebracht wird, sondern nur durch gleichartige Behandlung aller Bewohner, entsprechend der Verfassung. Aber weil es dann wesentlich anders aussehen würde, deshalb muß nachgeholfen werden und darum die Praktiken, die weite Kreise der oberschlesischen Bevölkerung ablehnen, weil hier kein Symptom der Verständigung zu erblicken ist. Nun erwarten die Wirtschaftskreise beider Länder durch den Handelsvertrag eine Annäherung und eine Verbesserung der Lage, aber wir befürchten, daß es nicht sobald zu einer solchen Verständigung kommt, wenn man sich in Warschau nicht endlich besinnt und mit der heutigen Politik gegenüber der deutschen Minderheit Schluß macht. Die Regierung kann es, wenn sie will, und in Oberschlesien muß der Anfang gemacht werden. Das würde das Ende einer Haßpolitik und der Anfang einer Verständigungspolitik sein. Gibt es keine Ursachen zum Haß, so müssen auch die deutschen Chauvinisten schweigen. Die deutsche Sozialdemokratie und ihre sozialistischen Minister im Kabinett haben gezeigt, daß sie allen Haßgesängen der Nationalisten zum Trotz die Verständigung wollen, ungeachtet der Opfer, die sie kostet. Jetzt liegt der Schlüssel zur Verständigung in Warschau und nach Abschluß des Handelsvertrages wird man zeigen müssen, ob man die Verständigung ernsthaft will. Der polnische Außenminister soll endlich von schönen Worten zu greifbaren Taten übergehen. Das ist der notwendige Weg zur Verständigung zwischen Polen und Deutschland.

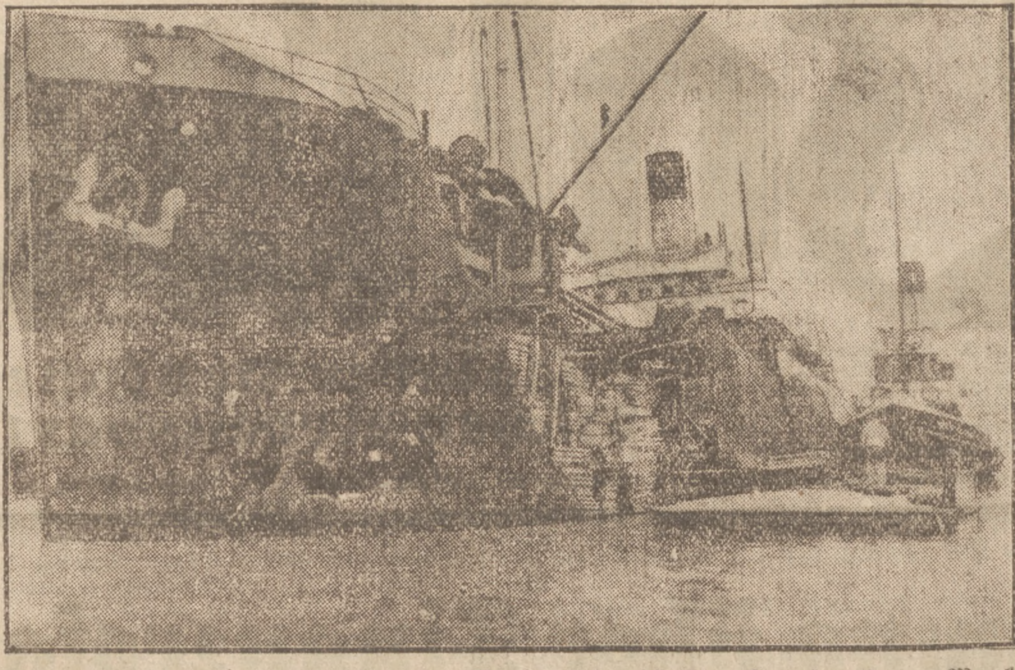
—ll.



Espenlaubs Bruder abgestürzt

Ueber dem Düsseldorfer Flughafen stürzte am 6. Februar der Flugschüler Hans Espenlaub (im Bilde), ein Bruder des bekannten Fliegers und Flugzeugkonstrukteurs Gottfried Espenlaub, bei einem Uebungsflug ab, um bald darauf seinen schweren Verletzungen zu erliegen.

Ein schwerer Schiffszusammenstoß im Nord-Ostsee-Kanal



ereignete sich bei Brunsbüttel, wo der deutsche Dampfer „Emsland" den dänischen Dampfer „Hanns Maerks" rammte. Trotz seines gewaltigen Lecks konnte der „Hanns Maerks" dank seiner Holzladung sich schwimmend halten. Die „Emsland" mußte als vorläufigen Schadenersatz 17 000 englische Pfund (340 000 Mark) hinterlegen.

Späte Einsicht in der Tschechoslowakei

Der Schulminister über die Minderheitenschulen

Prag. Der Minister für Schulwesen, Dr. Derer, erklärte am Donnerstag im Staatshaushaltsausschuß die Beträge, die für das Schulwesen vorgesehen würden, seien als ungenügend anzusehen. Es sei ganz unmöglich, auf diesem Gebiete sparen zu wollen. Der Minister gab zu, daß in den ersten zehn Jahren der Republik die tschechischen Minderheitenschulen in der Slowakei auf Kosten der Deutschen ausgebaut worden sei, und entschuldigte dieses Vorgehen damit, daß der tschechische Staat in seiner Existenz bedroht gewesen sei. Noch stärker als die Germanisierung im Westen sei die Magyarisierung im Osten gewesen. Der Redner vertrat den Standpunkt, daß Minderheitenschulen nur dort errichtet werden dürften, wo die Minderheiten ihrer bedürften. Nach diesem Grundsatz wolle er sich bei der Errichtung neuer Minderheitenschulen richten. Die Forderung nach nationalkultureller Autonomie der Sudetendeutschen könne nicht politisch beurteilt werden, sondern nur vom Standpunkt der pädagogischen und verwaltungstechnischen Zweckmäßigkeit. In pädagogischer Hinsicht seien diese nationalkulturellen Bestrebungen bereits jetzt in vollem Maße zur Geltung gelangt.

Die bulgarische Sozialdemokratie an die Internationale

Sofia. Die bulgarische Sozialdemokratie hat an die sozialistische Internationale ein Memorandum über die mazedonische Frage und die serbisch-bulgarischen Beziehungen gerichtet. Darin wird den Behauptungen des serbischen Sozialisten Topalowitsch widersprochen, daß keine mazedonische Frage existiere, die slawische Bevölkerung in Mazedonien nicht bulgarisch sei und die Bulgaren, die bis vor kurzem in Mazedonien angetroffen worden und inzwischen emigriert seien, unter dem Einfluß des Exarchats herangezüchtet worden wären. Die bulgarischen Sozialisten behaupten demgegenüber, daß die Makedoslawen von vielen Jahrhunderten her nicht nur Bulgaren seien, sondern, daß auch Mazedonien die Wiege der nationalen Wiedergeburt Bulgariens sei.

In dem Memorandum wird weiter auf die große Wichtigkeit der Lösung der mazedonischen Frage für die endgültige Befriedung des Balkans hingewiesen. Bevor man von einer serbisch-bulgarischen Annäherung und Föderierung spreche, heißt es, müsse man vorerst alle Hemmnisse für ihre Verwirklichung aus dem Wege räumen. Das größte Hindernis in dieser Richtung sei der serbische Chauvinismus, der an der alten Grenze Territorien mit einer rein bulgarischen Bevölkerung annektiert habe, die einem Regime grausamster Gewalttätigkeiten und Entnationalisierung unterworfen sei.

Die bulgarische Sozialdemokratie unterbreitet der Internationale schließlich zwei Vorschläge: Durchführung einer leidenschaftslosen Enquete zur Feststellung der wahren Lage in Mazedonien und den annektierten westlichen Grenzbezirken. Dann Einberufung einer ausschließlich balkanischen Konferenz von Vertretern der südslawischen und bulgarischen Sozialdemokratie durch die Internationale, die nach gründlicher Erörterung der Lage einen gemeinsamen Aktionsplan zur Herbeiführung besserer serbisch-bulgarischer Beziehungen aufstellen soll.

Genosse Sassenbach will zurücktreten

Amsterdam. Wie das „Volk" berichtet, wird der Sekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Amsterdam, Sassenbach, sein Amt niederlegen.

Die neue Gewerkschaftsvorlage der englischen Regierung

London. Wie der parlamentarische Berichterstatter des „Evening Standard" hört, wird die Regierung innerhalb der nächsten 14 Tage die Gewerkschaftsvorlage im Parlament einbringen. Durch diese Vorlage versucht die Regierung, die seinerzeit von den Konservativen vorgenommenen Aenderungen im Sinne einer starken Beschneidung der politischen Aktivität der Gewerkschaften wieder rückgängig zu machen und insbesondere den Gewerkschaften wieder das Recht zu geben, politische Abgaben zu erheben. Von den Konservativen und Liberalen wird die neue Vorlage entschieden bekämpft.

Tardieu wieder in [illegible]

Paris. Ministerpräsident Tardieu traf am Freitag nachmittag von London kommend in Paris ein, wo er sich sofort in die Kammer begab, um an den Beratungen über das Sozialversicherungsgesetz teilzunehmen.

Neuzeitlicher Parlamentarismus

Faustkampf zwischen zwei Senatoren im südafrikanischen Senat.

London. Im südafrikanischen Senat kam es am Freitag zwischen dem Senator und früheren Arbeitsminister Boidell und dem Senator Marwick zu einem Faustkampf, bei dem letzterer durch einen Kinnhacken niedergeschlagen und bewußtlos aus dem Saal getragen wurde. Die Ursache des Streites war die Weigerung Marwicks, sich bei Boidell wegen eines Wahlzwischenfalls zu entschuldigen.

Wieder ein Anschlag in Mexiko

Berlin. Wie Berliner Blätter aus Mexiko melden, ist der aus dem Amte scheidende und der neugewählte Bürgermeister der Stadt Altmira einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Sie befanden sich bei einer zu Ehren der neugewählten Stadtvertretung veranstalteten Feier, bei der auch die für den Karneval gewählte Schönheitskönigin gefeiert werden sollte, als ein in der Gesellschaft anwesender Unbekannter plötzlich eine Pistole zog und beide Bürgermeister mit tödlich wirkenden Schüssen niederstreckte.

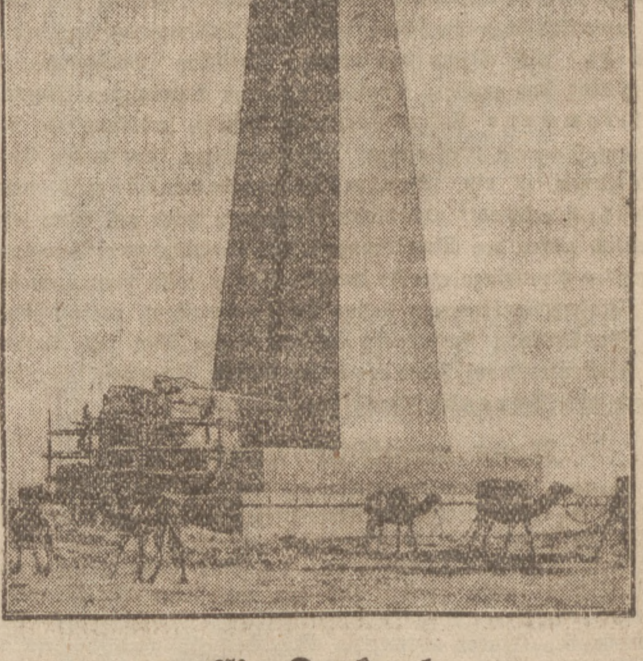
Der Wahlkampf in Brasilien

Der Vizepräsident schwer verletzt.

Neuyork. Wie aus Rio de Janeiro gemeldet wird, ist der Wahlkampf in Brasilien in vollem Gange. Der Vizepräsident Mello Vianna wurde während einer Rede in Montes Claros im Staate Minas Geraes in einen blutigen Tumult verwickelt, wobei er selbst schwer verletzt und zahlreiche Zuhörer getötet wurden.

Verhaftung des Direktors der „Humanité"

Paris. Der Direktor der kommunistischen Zeitung „Humanite", Becret, wurde am Freitag wegen Aufwiegelung des Militärs zum Ungehorsam verhaftet.



Ein Denkmal für die Verteidiger des Suez-Kanals

die vor 15 Jahren diesen wichtigsten Verbindungsweg zwischen Europa und Asien gegen die türkischen Angriffe erfolgreich verteidigten, wurden bei Ismailia (am Suezkanal) errichtet und kürzlich eingeweiht. Das Ehrenmal, das aus blaugrauem Granit besteht, hat die riesige Höhe von 70 Metern.

Vertrauensmännerkonferenz der Freien Gewerkschaften

Stellungnahme zum Knappschaftsgesetz

Gestern fand in Königshütte im „Dom Ludowy" eine Konferenz der Vertrauensmänner der „Freien Gewerkschaften" statt, die zu dem neuen Regierungsentwurf, bezüglich der Spolka Bracka, Stellung genommen hat. Der Besuch der Konferenz ist nicht so ausgefallen, wie man in Anbetracht der äußerst wichtigen Frage, die zur Verhandlung stand, hätte erwarten können. Es war ein Wochentag und außerdem war die Frist zwischen Einberufungs- und Tagungstermin zu kurz bemessen. Der Verlauf der Konferenz war sehr lehrreich und die Diskussion war interessant gewesen. Die Konferenz nahm auch Stellung zu dem Vorgehen der Polnischen Berufsvereinigung den Freien Gewerkschaften gegenüber. Die Erstere schiebt sich überall vor und bucht alle Errungenschaften auf ihr Konto.

Die Konferenz wurde vom Kollegen, Bezirksleiter Buchwald, eröffnet, der die verschiedenen Delegierten begrüßte. Dem verstorbenen Kollegen Ritzmann widmete der Vorsitzende einen warmen Nachruf, der von den Anwesenden stehend zur Kenntnis genommen wurde. Kollege Mazurek stellte den Antrag, die Konferenz auf eine günstigere Zeit zu verschieben. Er begründet seinen Antrag damit, daß das Thema, das zur Verhandlung steht, äußerst wichtig ist, dagegen ist der Besuch nicht befriedigend. Die Konferenz teilt die Anschauung des Kollegen Mazurek nicht und es wurde in die Verhandlung eingetreten.

Das erste Referat über die letzte Betriebsrätekonferenz erstattete Kollege Knappik. Redner sprach ausführlich über den Regierungsvorschlag, hinsichtlich der Vereinheitlichung der Sozialversicherung. Er streifte die soziale Gesetzgebung vor dem Kriege, ferner in der Nachkriegszeit und behandelte die Sozialversicherung für die schlesischen Arbeiter, wie sie sich nach dem neuen Regierungsvorschlage gestalten wird. Die Freien Gewerkschaften bekämpften nicht den Vorschlag aus Nebengründen, wie das von einigen Stellen getan wird, die da auf die Futterkrippen bedacht sind, sondern deshalb, weil der Vorschlag den Arbeitern arge Nachteile bringt. Der Arbeitsminister hat vorhin die Gewerkschaften um ihre Meinung nicht befragt, die Vorteile und die Nachteile wurden nicht erwogen und deshalb ist der Regierungsvorschlag so ausgefallen, wie er ist. Das Projekt der Regierung will aus der Spolka Bracka eine Versorgungsanstalt für gewisse Vertrauenspersonen der Regierung machen. Bis zur völligen Liquidierung bleibt die Verwaltung in den Händen der Spolka Bracka, hingegen die finanzielle Sete, die Festsetzung der Renten, die Höhe der Beiträge, wird dem Zaklad Ubezpieczen bezw. der Regierung überlassen.

Gewiß gibt es gewisse Gründe, die gegen die Verwaltung in der Spolka Bracka sprechen. Während des Krieges wurden Kriegsanleihen gezeichnet, die durch die Geldentwertung an Wert verloren haben. Doch hat sich die Spolka in der Nachkriegszeit, als die Zahlungsmittel stabilisiert wurden, aus eigener Kraft wieder erholt und braucht überhaupt fremde Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen. Die Abtrennung der Krankenversicherung von der Spolka bringt für die Bergarbeiter lediglich Nachteile. Vorteile daraus würden andere ziehen.

In der Diskussion sprach als erster Redner der Kollege Sowa. Er führte aus, daß an der Spolka Bracka manches auszusetzen wäre, aber das, was die Regierung den schlesischen Bergarbeitern in Aussicht gestellt hat, muß entschieden zurückgewiesen werden. Weiter kritisierte der Redner das Verhalten der Polnischen Berufsvereinigung, die überall eigenmächtig vorgeht und mit den anderen Verbänden nicht zusammenarbeiten will. Weiter unterzog der Redner das Vorgehen der Direktion der Spolka Bracka einer sachlichen, aber berechtigten Kritik, die in allen Fragen diktatorisch vorgehe.

Kollege Kania ist der Meinung, daß die Spolka Bracka sich in den letzten Jahren gründlich erholt hat. Sie konnte ansehnliche Kapitalien ansammeln, auf die man heute reflektiert. Das war wohl die Ursache gewesen, daß man an die Beseitigung der Selbstverwltung der Spolka Bracka denkt. Redner verurteilt entschieden das neue Regierungsprojekt.

Kollege Kuzella vertritt die Ansicht, daß eine Reform der gegenwärtigen Sozialversicherung notwendig ist, aber nicht im Sinne des Regierungsvorschlages. Er stellt sich die Reform so vor, daß alle Sozialversicherungen des schlesischen Industriegebietes zusammenzufassen sind. Einer solchen zentralisierten Sozialversicherung können dann die anliegenden Industriegebiete wie Dombrowa und Chrzanow angeschlossen werden. Redner kritisierte weiter das Verhalten gewisser Aerzte und die gegenwärtige Invaliditätsskala, die bei den Arbeitern $66\frac{2}{3}$ Prozent, bei den Angestellten schon bei 50 Prozent Arbeitsunfähigkeit beträgt. Dabei gehen manche Aerzte sehr rigoros vor und wollen die Arbeitsunfähigkeit nicht anerkennen, obwohl sie tatsächlich vorhanden ist. Kollege führt einen Fall an, in dem es hieß, daß eine Frau die im Sommer eine Ziege hütet, noch für arbeitsfähig befunden wurde. Kollege Kuzella spricht sich gegen das Regierungsprojekt aus. Genosse Sowa vertritt den Standpunkt, daß alle Sozialversicherungen, welche 50 000 Versicherte zählen, selbständig sein können und eine Zentralisierung nicht notwendig haben. Doch ist es ratsam, daß die beiden Knappschaftsvereine von Pleß und Tarnowitz zusammengelegt werden sollen. Der Redner kritisierte das unkorrekte Vorgehen der Aerzte und verurteilte das System der kommissarischen Verwaltung, insbesondere in den Sozialeinrichtungen. Es sprachen noch weitere Redner, und alle lehnten entschieden den Regierungsvorschlag ab.

In seinem Schlußwort klärte der Kollege Knappik manche Irrtümer auf, protestierte noch einmal gegen die beabsichtigte Liquidierung der Spolka Bracka und schlug folgende Resolution vor, die auch einstimmig zur Annahme gelangte:

Resolution.

Die am 7. Februar 1930 im Dom Ludowy Krol. Huta versammelten Funktionäre der Freien Gewerkschaften A. D. G. B., fordern nach Anhörung des Referats über die neue Reformierung des polnischen Sozialversicherungsgesetzes:

1. Die Knappschaftsversicherung Polnisch-Oberschlesiens erhält im neuen polnischen Reichsversicherungsgesetz ihre vollständige Selbständigkeit, ähnlich der Reichsknappschaft in der deutschen R. V. O.

a) Einführung von Pensionskassen, für alle, nicht der Knappschaft angehörenden Versicherungspflichtigen.

2. Zur Invalidenversicherung:

a) Herabsetzung der Invaliditätsgrenze von $66\frac{2}{3}$ Prozent auf 50 Prozent.

b) Herabsetzung der Altersgrenze von 60 auf 50 Jahre.

c) Gewährung von Witwenrente auch ohne vorliegende Invalidität.

d) Erhöhung des Grundbetrages der Rente, bis zu einem einigermaßen auskömmlichen Leben.

3. Zur Unfallversicherung:

a) Anerkennung der Berufskrankheiten als Unfall.

b) Anerkennung des Weges von und zur Arbeit als Unfall.

4. Neuwahl der Vertreter bei den einzelnen Versicherungsämtern, nach dem Proporzwahlsystem.

Wahrheit über Genfer Kohlenkonferenz und Generalstreik

Ein Teilnehmer an dem Betriebsrätekongreß schreibt uns folgendes:

Einem jeden Bergarbeiter war es klar gewesen, daß der Betriebsrätekongreß, der am vergangenen Mittwoch bei Noglik in Kattowitz getagt hat, über einen eventuellen Generalstreik nicht mehr zu entscheiden haben wird und daß über den Generalstreik in der Bergbauindustrie auch nicht mehr geredet wird. Wir haben zwar jetzt eine Art „Generalstreik" in dem schlesischen Industriegebiet, aber diesen „Generalstreik" haben die Kapitalisten gemacht, indem sie tausende von Arbeiter auf die Straße geworfen haben. Kein Mensch, der noch seine fünf gesunden Sinne im Kopfe hat, wird behaupten wollen, daß während der letzten Kohlenkonjunktur die Zeit für einen Generalstreik ungünstig war. Sie war günstig, sogar sehr günstig, wie nie zuvor.

Als im Herbst v. J. der Proteststreik proklamiert wurde, war die Zeit für den Generalstreik sehr günstig gewesen. Die Kohlenhalden waren abgetragen und die Kohlenkonzerne wollten überhaupt keine Neubestellungen auf Kohle annehmen, denn sie konnten sie nicht mehr ausführen. Ein Generalstreik in dieser Zeit hätte Wunderdinge vollbracht und er wäre in einigen Tagen siegreich beendet. Noch viel günstiger lagen die Dinge im Frühjahr vorigen Jahres. Ganz Polen wartete auf die Kohle und vor den Kohlenhändlern in Posen, Warschau und allen anderen Städten warteten Hunderte geduldig in der Kälte um einige Kilogramm Kohle zu bekommen. In Warschau zahlte man für eine Tonne bis zu 200 Zloty und konnte sie nicht bekommen. Ein Generalstreik im Februar hätte in ein paar Tagen den Arbeitern eine wesentliche Lohnerhöhung gebracht. Eine solche Kohlenkonjunktur, wie sie 1929 war, haben wir seit Bestehen der Kohlenindustrie noch nicht gehabt. Sie wurde verpaßt, und wer den Ausführungen des Senators Grajek in der Betriebsrätekonferenz aufmerksam zugehört hat, der mußte zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß die Leiter der Berufsvereinigung einen Generalstreik überhaupt nicht haben wollten, daß sie ihm ausgewichen sind.

Der Senator Grajek sagte in seinem Referat, daß die Arbeiter und andere „Verräter", die zum Generalstreik getrieben haben, als eine Art Provokateure zu bezeichnen sind, die durch ihr Treiben die schlesischen Bergarbeiter ins Unglück stürzen wollten und daß er, Grajek, der die Situation überschaut hat, sich gegen die unbesonnenen Anmaßungen aus Leibeskräften wehren mußte. Jedes Wort ist hier eine Lüge. Die Streikstimmung erzeugte zum guten Teil die Berufsvereinigung mit Grajek an der Spitze, weil ihm das damals ausgezeichnet in den Kram paßte. Als aber die Situation so weit gediehen war, daß der Streik jeden Tag ausbrechen konnte, da wurde, wahrscheinlich auf höheren Wink, die Bremse angezogen. Nicht umsonst hat die Abteilung in Posen der Berufsvereinigung mit dem dortigen Wojewoden Verträge abgeschlossen und die 300 000 Zloty in Schlesien wurden bis heute noch nicht aufgeklärt. Von der „Weitsichtigkeit" eines Herrn Grajek in wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Fragen wollen wir hier nicht reden, denn jeder macht sich lächerlich so gut er kann. Grajek wußte schon im Frühjahr 1929, daß dieser Winter ein milder Winter sein wird, denn er weiß alles im voraus.

Eine Sache kann jedoch nicht unbeantwortet bleiben, und das sind die ausländischen Kohlenmärkte. Senator Grajek sagte, daß wir sie durch den Generalstreik verloren hätten und heute wären 30 000 Bergarbeiter arbeitslos. Ob wir die Auslandsmärkte verloren hätten, wissen wir nicht, denn das war von der Länge des Generalstreiks abhängig. Das ist aber keine Sorge der armen Kumpels, denn sie verdienen dabei wirklich nichts.

Ebenso gut könnte Grajek sagen, daß die schlesischen Bergarbeiter auf die Hälfte ihrer Löhne verzichten sollen, damit die schlesischen Kohlenkonzerne durch ihre Schmutzkonkurrenz die englische Kohle aus Skandinavien überhaupt verdrängen können. Er hat von den englischen Bergarbeitern überhaupt nichts gelernt die im Jahre 1926 9 Monate lang im Generalstreik ausharrten und nach den Auslandsmärkten nicht frugen. Sie haben es gewähren lassen, daß sich auf den englischen Absatzgebieten die polnische Konkurrenz festsetzte, die letzten Endes dem englischen Kohlenstreik das Genick gebrochen hat. Dank dieser Konkurrenz haben die englischen Bergarbeiter den Streik verloren und mußten einen Teil ihrer früheren Eroberungen preisgeben. Sie schuften jetzt in den Exportgruben bis zu 9 Monaten, hatten aber vor dem Streik überall die 7½stündige Arbeitszeit gehabt.

Heute konnte Herr Grajek vom „Komödienspiel" der englischen Arbeiter reden. Tatsächlich aber spielt gerade Herr Grajek eine Komödie. Er möge sich nur an das erinnern, was er in der Betriebsrätekonferenz am 22. Dezember gesagt hat, als damals noch von dem Generalstreik die Rede war. Er hat auf die Kohlenkonferenz hingewiesen und sagte, daß er den Arbeitern aus Genf höhere Löhne bringen wird. In Genf hat Grajek eine gründliche Wandlung durchgemacht. Er scheint sich in Falter verliebt zu haben, weil er diesen direkt und indirekt gelobt hat. Selbstverständlich vergaß er auch nicht, seine „großen" Verdienste. Nein, von solcher Sorte von Gewerkschaftsführern haben die Arbeiter nichts zu erwarten und die Berufsvereinigung wird gut tun, wenn sie den Senator Grajek künftighin nicht mehr in die Arbeiterkonferenzen schickt. Er diskreditiert nun die Arbeiterbewegung durch seine „Weitsichtigkeit".

Afabund und Katholische Volkspartei

Vom Allgemeinen freien Angestelltenbund (Afabund) Polnisch-Oberschlesiens wird uns geschrieben:

Im „Oberschlesischen Kurier" vom 30. Januar 1930 befaßte sich in einem Bericht über eine Tagung der „Katholischen Volkspartei" Senator Dr. Pant auch mit dem Afabund. Wir müssen leider auf diesen Bericht nach reiflicher Ueberlegung zurückkommen und sind gezwungen, hierzu Folgendes zu erklären:

Wir bedauern es außerordentlich, daß der „Oberschlesische Kurier" im Zusammenhang mit der Katholischen Volkspartei Angriffe auf unsere Organisation richtet. Wir als Organisation auf **rein wirtschaftlicher und parteipolitisch neutraler** Grundlage haben keinen Anlaß dazu gegeben. Wir bedauern diesen Angriff umsomehr, als bereits schon einmal solche Angriffe erfolgten, die nur unter großen Opfern unsererseits seinerzeit aus der Welt geschafft wurden.

Bereits im Jahre 1927 fühlte der „Oberschlesische Kurier" sich bemüßigt, gegen unsere Organisation Vorwürfe zu erheben, die zu einer Klage gegen diese Zeitung führten. Wir haben damals von einer Austragung dieser Klage Abstand genommen (Verhandlungstermin war bereits angesetzt), da sich der „Kurier" verpflichtete, eine entsprechende Erklärung zu bringen und dies auch in seiner Nummer vom 18. 3. 1928 tat. Die Erklärung hatte folgenden Wortlaut:

„Der Allgemeine freie Angestelltenbund (Afabund) Polnisch-Oberschlesiens, mit dem Sitz in Kattowitz, hat in § 4 seiner Statuten die Bestimmung: „Nationale, parteipolitische und religiöse Bestimmungen sind ausgeschlossen". Die Mitglieder unserer Organisation gehören ihr aus rein sozialisch-wirtschaftlichen Gründen an und werden von uns in keiner Weise in religiösen und parteipolitischen Meinungen beeinflußt. Es gehören ihr daher Mitglieder verschiedener parteipolitischer und religiöser Richtung an."

Damals erklärte der Chefredakteur des Blattes, Herr Dr. Pant, feierlich, in Zukunft in seiner Zeitung keinerlei Artikel gegen den Afabund mehr erscheinen zu lassen. Herr Dr. Pant, das stellen wir fest, hat nicht nur **dieses feierliche Versprechen gebrochen,** sondern noch selbst schlimmere Angriffe gegen den Afabund gerichtet, als dies seinerzeit der Fall war. Im Jahre 1927 standen die Angriffe im direkten Zusammenhang mit der Gewerkschaftsbewegung und waren von einer uns gegnerisch-gerichteten Organisation ausgegangen. Jetzt erklärt Dr. Pant, „daß man von der Katholischen Volkspartei nicht verlangen könne, daß Leute, die beim Afabund organisiert sind, als neue Mitglieder aufzunehmen sind".

Bisher war es so, daß die Gewerkschaften sich um Parteizugehörigkeit ihrer Mitglieder nicht gekümmert haben. Außerhalb der Gewerkschaft konnte jeder privat tun und lassen, was er wollte. Wenn auch die sozialistische Partei die Ideologie der Mitglieder der freien Gewerkschaften für sich in Anspruch nehmen wollte, haben die Gewerkschaften niemanden, der sich nicht zur sozialistischen Idee bekannte, etwa zum Verlassen ihrer Reihen aufgefordert. Dies scheint aber der Zweck der Ausführungen Dr. Pant's zu sein. Es ist unseres Erachtens nicht klug, wenn die Katholische Volkspartei Mitgliedern des Afabundes ihre Türen versperrt, nur deshalb, weil diese Mitglieder sich für ihre Interessenvertretung den Afabund aufsuchen, von dem sie überzeugt sind, daß ihre beruflichen Interessen dort besser aufgehoben sind, als in irgend einer anderen Vereinigung. Die Ausführungen Dr. Pant's zielen ganz eindeutig darauf hin, daß jeder Angehörige der Katholischen Volkspartei, so weit er Angestellter ist, Mitglied einer ausgesprochenen christlichen Gewerkschaft sein muß. Jeder also, der Mitglied der Katholischen Volkspartei werden will, muß also aus dem Afabund ausscheiden und in eine christliche Organisation eintreten. **Geht es etwa den christlichen Gewerkschaften so schlecht, daß man ihre Reihen füllen muß? Muß dafür ausgerechnet wieder die Religion oder die katholische Ueberzeugung herhalten?** Will man auf diese Weise unberechtigt einen Gewissenszwang ausüben? Oder will die Katholische Volkspartei sich in Gewerkschafts-Angelegenheiten hineinmischen, von denen sie keine Ahnung hat? Ist etwa die Absicht vorhanden, **mit der Religion** wieder einen Zwist, ausgerechnet in die **deutschen** Angestellten-Gewerkschaften, hineinzutragen? Wir glauben und haben immer angenommen, daß dies nicht den Grundsätzen einer katholischen Partei entspricht. **Unfrieden zu stiften** in der Form, wie dies hier geschieht, ist unseres Erachtens nicht **christlich und nicht katholsch.**

Die Mitglieder des Afabundes werden wissen, was sie von dieser eigenartigen Propaganda der Katholischen Volkspartei für die Christlichen Gewerkschaften zu halten haben. Was man davon zu halten hat, daß Herr Dr. Pant, als Führer der Katholischen Volkspartei, **ein Versprechen bricht, das er einmal gegeben hat,** überlassen wir gleichfalls der Beurteilung unserer Mitglieder.

Polnisch-Schlesien

Forderungen der Sozialeinrichtungen an die Regierung

Zwischen Polen und Deutschland wurde eine Abmachung getroffen, daß beide Staaten auf die gegenseitigen Forderungen verzichten. Bei der Teilung Oberschlesiens wurde bekanntlich nicht nur das Gebiet, aber auch alle Sozialeinrichtungen in zwei Teile zerlegt, was gegenseitige Vernehmungen erforderte. Die hiesigen Krankenkassen, der Knappschaftsverein, die Versicherungsanstalt u. a. hatten eine Forderung in Höhe von 53 Millionen Zloty aufgestellt, die aber durch die Abmachung hinfällig geworden ist. Gleiche Forderungen haben die Deutschen an Polen gestellt, die durch das Liquidationsabkommen zwischen den beiden Staaten ebenfalls hinfällig geworden sind. Die deutsche Regierung wird die Forderungen ihrer Bürger entschädigen, und sie hat bereits dem Reichstag eine Gesetzesvorlage zugehen lassen, die diese Forderungen regelt. Die polnische Regierung hat in dieser Hinsicht noch nichts unternommen, und es hat nicht den Anschein, daß sie ihre Bürger entschädigen wird. Es sind nicht nur Sozialinstitute, sondern auch Privatpersonen durch die Grenzziehung geschädigt worden, und die einen rechtlichen Anspruch auf eine Entschädigung haben. Kann die deutsche Regierung eine Entschädigung zahlen, so muß sie auch die polnische Regierung bezahlen können.

Die Arbeitsgemeinschaft der Angestelltenverbände beim Arbeitsminister

Die für Freitag, den 7. Februar, angesetzte Schlichtungsausschußsitzung ist vertagt worden. Da der geschäftsführende Direktor des Arbeitgeberverbandes in Warschau war, ist anzunehmen, daß die Vertagung auf seinen Antrag hin erfolgt ist. Die Arbeitsgemeinschaft hat sich daher veranlaßt gesehen, sofort nach Warschau zu fahren, um beim Arbeitsminister in dieser Angelegenheit zu intervenieren.

Betriebsrätekongreß der Arbeitsgemeinschaft

Zu dem in der Donnerstagausgabe des „Volkswille" veröffentlichten Bericht über den Betriebsrätekongreß erhalten wir vom Herrn M. Musiol nachstehendes Schreiben:

Berichtigung.

Im 3. Punkte der Resolution des Betriebsrätekongresses der Arbeitsgemeinschaft berichtete der „Volkswille", das auch die Musiolchristen Subventionen beziehen.

Auf Grund dessen erkläre ich Unterzeichneter als Vorsitzender der Organisation, welche vom „Volkswille" gemeint ist, daß dieses nicht der Wahrheit entspricht.

Wahr ist es, das vom Verbande „Zjednoczenie Chrześc. Związków Zawodowych" (Musiolchristen) auf dem Kongresse nicht die Rede war und daß unter der politischen Organisation „Narodowe Chrześcijańskie Zjednoczenie Pracy", welche auf dem Kongresse genannt wurde, nicht unsere Organisation gemeint ist. Ferner erkläre ich, daß „Zjedn. Chrześc. Związków Zawodowych" keine Subventionen bezieht, weder von der „Bank Gospodarstwa Krajowego", der Wojewodschaft noch irgend welchen Behörden oder Personen und auch niemals solche bezogen hat.

Michał Musioł,
Prezes Zjedn. Chrześc. Zw. Zaw.

*

Dazu wäre nur zu bemerken, daß in der Resolution tatsächlich die Chrześcijańskie Związki nicht genannt wurden, aber sie wurden vom Referenten als diejenigen, die Subventioniert werden, genannt.

Kattowitz und Umgebung

Wegen eines Grammophons ins Kittchen. Wegen Wechselfälschung und Betrug hatte sich der Arbeiter Franz P. aus Kattowitz vor der Strafabteilung des Landgerichts zu verantworten. Aus der gerichtlichen Beweisaufnahme war nachstehendes zu entnehmen: Im Monat November v. Js. erschien in der Wohnung des Arbeiters P. ein Agent einer Kattowitzer Vertriebsfirma für Musikinstrumente und bot diesem gegen Abschlagszahlung ein Grammophon an. Man einigte sich auf eine sofortige Anzahlung von 20 Zloty und weitere Ratenzahlungen auf Wechsel. Bei der späteren Einlösung der Wechsel durch den Agenten stellte es sich heraus, daß der Grammophonliebhaber die Wechsel mit dem Namen eines Bankkontoinhabers unterzeichnet hatte, welcher von einem solchen Ankauf nicht die geringste Ahnung besaß. So kam es, daß P. auf die Anklagebank gelangte. Bei seiner gerichtlichen Vernehmung bekannte sich der Angeklagte zur Schuld. Das Urteil lautete auf eine Gefängnisstrafe von einem Jahr. y.

Deutsche Theatergemeinde. Am Montag, den 17. Februar, abends 8 Uhr, findet in der Reichshalle ein Konzert von Hermann Schey, Bariton, und Gerda Nette Klavier, statt. Näheres siehe Inserat in der heutigen Nummer.

In der Straßenbahn bestohlen. Ein Handtäschchen, ferner 2 Dolarowki" über 150 Zloty, 2 Lose der Staatlichen Lotterie Nr. 119 010 und 033 513, sowie das Mitgliedsbuch, ausgestellt durch den „Afabund", sind in der Straßenbahn in Kattowitz der Helene Majer gestohlen worden. Der Dieb ist unerkannt entkommen. Nach dem Täter wird gefahndet. x.

Im Streit um die „Eva". Zwischen zwei Arbeitern kam es wegen einer Frauensperson auf der ulica Kordeckiego in Kattowitz zu heftigen Auseinandersetzungen, welche bald in eine wüste Schlägerei ausarteten. Plötzlich zog einer der Streitenden einen Revolver hervor und feuerte auf seinen Widersacher, und zwar den M. O., einen Schuß ab. Der Getroffene erlitt zum Glück nur leichtere Verletzungen. Der Verletzte wurde nach der Wohnung geschafft. Der Täter konnte inzwischen arretiert, später jedoch und zwar nach Feststellung der Personalien, wieder entlassen werden. x.

Eichenau. (Kommunalpolitisches.) Am Montag, den 10. Februar, findet nach einer längeren Ruhepause eine Gemeindevertretersitzung statt. Zur Beratung stehen 7 Punkte. Davon drei, Festsetzung von verschiedenen Steuern. Punkt 4, Festsetzung des Budgets für das Jahr 1930/31, was das wichtigste vor den Kommunalwahlen ist. Punkt 5, Wahl der Reklamationskommissionen zur Kommunalwahl. Punkt 6, Bewilligung eines Zusatzkredits zur Durchführung der Wahlen. Punkt 7, findet eine geheime Sitzung statt, zur Erledigung von Personalfragen. —er.

Konstituierung des Kattowitzer Stadtparlaments

Ruhiger Verlauf der Sitzung — Wahl des Büros — Piechullek zum Stadtverordnetenvorster gewählt — Der neue Vorbereitungsausschuß — Die Finanzkommission — Einmütige Ablehnung der Sanacja

Geschlossene Front

Lange genug hat es gedauert, bis man den überflüssigen Kustosprotest gegen die Stadtverordnetenwahlen, seitens der Wojewodschaftsbehörden, erledigt hat. Nun konnte am gestrigen Freitag die erste Stadtverordnetensitzung stattfinden, die allerdings für manchen eine Enttäuschung brachte, die da glaubten, daß es zwischen Opposition und Sanacja zu Sensationen kommen werde. Die Sitzung erfreute sich eines Andranges, wie ihn die Galerie des Stadtparlaments seit langem nicht erlebt hat; leider war sie fast ausschließlich von Beamten des Magistrats besetzt, so daß für den interessierten Bürger schon Tage vorher keine Einlaßkarten zu erhalten waren. Seien es auch nur die Beamten, so zeigt es sich, daß man von diesem Stadtparlament ganz andere Arbeit erwartet, als es die bisherige „Rada komisaryczna" geleistet hat.

Als der Stadtpräsident die neuen Stadtverordneten begrüßte und ihnen die Zusammenarbeit des Magistrats anbot, sowie der Hoffnung Ausdruck gab, daß die schwierigen Kommunalprobleme gemeinsam gelöst werden, hatte man das Gefühl, als wenn ein Damoklesschwert über seinem Haupte schwebte, denn aus dem „Redefluß" ging eine Unsicherheit hervor, die deutlich zeigte, daß sich der Stadtpräsident dessen bewußt ist, daß eine neue Zeit auch für ihn angebrochen ist. Wir nehmen indessen nach dem ersten Verlauf der Sitzung an, daß die Opposition sich ihrer Lage bewußt ist, und daß sie nicht persönliche Streitigkeiten austragen will, sondern sachliche Arbeit leisten muß, im Interesse der Bürger, die durch die Wahlen zum Ausdruck brachten, daß sie des Sanacjaregimes überdrüssig sind. Wenn Worte zu Taten werden könnten, so waren die Ausführungen des neuen Stadtverordnetenvorstehers Piechullek ein Programm, auf welches man sich rückhaltlos einigen kann. Was er da über Aufgaben der Kommunalvertreter sprach, wurde lebhaft unterstrichen, denn es kam, wenn auch versteckt, zum Ausdruck, daß die Zeit der Vettern- und Subventionswirtschaft aufgehört hat, und daß man die Ordnung in der Stadtverordnetenversammlung nach früherem Muster einführen will und muß.

Wie zu erwarten war, hat sich gegenüber dem heutigen Sanacjasystem eine geschlossene Front gebildet, man wollte den „Allmächtigen" von den Behörden Gnaden beweisen, daß das Volkswollen gegen sie entschieden hat, und daß ihr Sieg nur ein Scheinsieg war. Aus diesem Grunde ist auch die Sanacjarichtung oder, besser gesagt, Richtungen im Büro des Stadtverordnetenkollegiums nicht vertreten. Die Sanatoren blieben auswärts, sie zogen es vor, auch nur noch weiße Zettel abzugeben, nachdem ihr Kandidat bei der Wahl des Stadtverordnetenvorstehers nur 13 Stimmen auf sich vereinigen konnte. Selbst die Sanacjajuden hatten zum Sanator Dr. Dombrowski kein Vertrauen und gaben weiße Zettel ab, später stimmten sie geschlossen gegen die Opposition, wobei es den Anschein hatte, daß so ein kleiner Wink sehr verständlich war.

Die Regie hat mustergültig geklappt, man merkte deutlich den Einfluß Korfantys, der nicht nur bei den Kommunalwahlen selbst, sondern auch bei der ersten Sitzung den Erfolg seiner Partei davon trug, denn als der Alterspräsident seine Schriftführer bestimmte, griff er nicht auf die Sanatoren, sondern auf den Korfantyklub zurück. Nun soll man sich keinen Täuschungen hingeben. Denn die geschlossene Front wird bald zerbröckeln, sobald die nationalen und sozialen Gegensätze zum Ausdruck kommen, wenn das Budget beraten wird. Aber eines ist sicher, wenn es gegen den bisherigen Kurs der Sanacja geht, wird man immer eine geschlossene Front finden und das ist notwendig im Interesse der Kattowitzer Bürgerschaft.

Der Sitzungsverlauf

Mit einer kurzen Verspätung, und zwar gegen ¼6 Uhr, eröffnete Stadtpräsident Dr. Kocur am gestrigen Freitag die erste Sitzung des neugewählten Stadtparlaments. In seinen einleitenden Worten gab er der Hoffnung Ausdruck, daß das neue Parlament eine segensreiche Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit, sowie im Interesse des Staates entfalten möge. Dann gab der Stadtpräsident seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich das neue Stadtparlament aus Mitgliedern zusammensetzt, die sich des Vertrauens der Bürgerschaft erfreuen. Schließlich folgten Dankesworte des Stadtpräsidenten für die inzwischen aufgelöste „Komisaryczna Rada Miejska", welche nach den Ausführungen Dr. Kocurs unter besonderen Schwierigkeiten zu arbeiten hatte.

Den vorläufigen Vorsitz übernahm als Alterpräside Ingenieur Kiszka, worauf die Verpflichtung der neugewählten 60 Stadtväter durch Handschlag erfolgte. Die einzelnen Parteien sind in nachstehender Weise vertreten:

Deutsche Wahlgemeinschaft	22	**Stadtverordnete,**
Deutsche Sozialisten durch	2	„
Polnische Sozialisten durch	3	„
Nationale Arbeiterpartei durch	3	„
Korfanty-Partei durch	15	„
Sanacja durch	12	„
Regierungssozialisten (Biniszkiewicz) durch	1	„
Sanacja-Juden durch	2	„

Der Deutschen Wahlgemeinschaft gehören an: 1. Abgeordneter Franz, 2. Baumeister Zimmermann, 3. Hüttenmaurer Becker, 4. Bürgermeister a. D. Dr. Sobawa, 5. Baumeister Grünfeld, 6. Syndikus Cychon, 7. Tischlermeister Gutbwein, 8. Tapezierermeister Klehr, 9. Obersteiger Schneider, 10. Bürovorsteher Adaszkiewicz, 11. Fahrsteiger Glusa, 12. Syndikus Dr. Truppke, 13. Rektor Soika, 14. Bürgermeister Rother, 15. Kaufmann Weichmann, 16. Großkaufmann Rudski, 17. Privatbeamter Majowski, 18. Geschäftsführer Koruschowitz, 19. Kaufmann Zajonc, 20. Fahrsteiger Sassin, 21. Büroinspektor Bednorz, 22. Kassendirektor Firschke.

Die deutsche sozialistische Partei ist durch Chefredakteur Kowoll und Tischler Kossek vertreten.

Von den polnischen Sozialisten zogen Advokat Dr. Ziolkiewicz, Beamter Josef Janta, sowie Redakteur Slawik in das neue Stadtparlament ein.

Zu erwähnen ist noch, daß Wojciech Korfanty, welcher bei den Wahlen als Spitzenkandidat aufgestellt war, ebenfalls dem Parlament als Stadtverordneter angehört, während Biniszkiewicz die Partei der Regierungssozialisten in enger Anlehnung an die Sanacja allein vertritt.

Nach erfolgter Verpflichtung der neuen Stadtverordneten begrüßte auch der Alterspräsident die neuen Mitglieder des Stadtparlaments und sprach seinerseits den Wunsch zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit aus.

Darauf schritt man zur

Wahl des Büros

Zunächst erfolgte die

Wahl des Stadtverordneten-Vorstehers

und zwar in geheimer Abstimmung.

Von den 60 Stimmen entfielen auf den Stadtverordneten Bankdirektor Piechullek (Korfanty-Partei) 45 Stimmen, für den bisherigen Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Dombrowski (Sanacja) 13 Stimmen, während ferner 2 unbeschriebene Zettel abgegeben wurden. Somit ging, bei überwiegender Stimmenzahl, der Kandidat Piechullek als Stadtverordneten-Vorsteher hervor.

Herr Piechullek übernahm sofort sein Amt, dankte für das ihm entgegengebrachte Vertrauen und bemerkte in seiner kurzen Einführungsrede, daß er es sich angelegen sein lassen wolle, dahin zu wirken, daß im Interesse der Bürgerschaft, und zwar ohne Rücksichtnahme der Partei und Einstellung, tatkräftige Arbeit geleistet wird. Das Interesse der Stadt und des Staates soll ebenfalls jederzeit gefördert werden. Ein besonderes Augenmerk soll auch auf die soziale Wohlfahrtsfürsorge gerichtet werden. Es gilt, allen den Hartbetroffenen, welche ihre Arbeit und damit ihr Brot verloren haben, zu helfen. Weiterhin soll auch der Wohnungsbau gefördert werden, um der Wohnungsnot wenigstens einigermaßen zu steuern. Dem Redner wurde nach Schluß seiner Ausführungen Beifall gezollt.

Zum Stadtverordnetenvorsteher-Stellvertreter wurde bei 14 Stimmenthaltungen und 1 ungültigen Stimme Syndikus Franz Cychon von der Deutschen Wahlgemeinschaft mit 45 Stimmen gewählt.

Bei 15 Stimmenthaltungen gingen bei den weiteren Wahlen mit je 45 Stimmen der Stadtverordnete Franz Urbanczyk von der N. P. R. (Nationale Arbeiterpartei) als Sekretär, ferner Stadtverordneter Dr. Franz Ziolkiewicz von den polnischen Sozialisten als stellv. Sekretär hervor.

Damit galt die Wahl des Büros als erledigt.

Nach einer längeren Unterbrechung wurden je 12 Mitglieder und Vertreter für den „Wydzial Przygotowawczy"

Vorbereitungs-Ausschuß

gewählt. Es kommen folgende Stadtverordnete in Frage: 1. Willi Adaszkiewicz (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Dr. Bernhard Sobawa (Deutsche Wahlgemeinschaft); 2. Peter Becker (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Dr. Emil Trupke (Deutsche Wahlgemeinschaft); 3. Czeslaus Chmielewski (Korf.-Partei), Vertreter Johann Badura (Korf.-Partei); 4. Franz Cychon (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Max Sassin (Deutsche Wahlgemeinschaft); 5. Stefan Czaplicki (Sanacja), Vertreter Josef Biniszkiewicz (Regierungssozialist); 7. Karl Kiszka (Sanacja), Vertreter Alfred Müller (Poln. Juden); 8. Paul Kopocz (Korf.-Partei), Vertreter Adolf Sobotta (Korf.-Partei); 9. Wojciech Korfanty, Vertreter Paul Sprott (Korf.-Partei); 10. **Johann Kowoll (Deutsche Sozialisten), Vertreter Dr. Franz Ziolkiewicz (Poln. Sozialisten)**; 11. Dr. Jan Mildner (Nationale Arbeiterpartei), Vertreter Franz Urbanczyk (Nationale Arbeiterpartei); 12. Albin Schneider (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Georg Bednorz (Deutsche Wahlgemeinschaft).

Die

Finanzkommission

setzt sich aus je 8 Mitgliedern und Vertretern zusammen. Es sind gewählt worden: 1. Czeslaus Chmielewski (Korf.-Partei), Vertreter Josef Gawrych (Korf.-Partei); 2. Stefan Czaplicki (Sanacja), Vertreter Ludwig Zmigrod (Poln. Juden); 3. Dr. Wlodziemierz Dombrowski (Sanacja), Vertreter Josef Biniszkiewicz (Regierungssozialist); 4. Leo Koruschowitz (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Emil Glusa (Deutsche Wahlgemeinschaft); 5. Wojciech Korfanty, Vertreter Stefan Gebel (Korf.-Partei); 6 Franz Urbanczyk (Nationale Arbeiterpartei), Vertreter Dr. Jan Mildner (Nationale Arbeiterpartei); 7. Anton Zimmermann (Deutsche Wahlgemeinschaft), Vertreter Fritz Weichmann (Deutsche Wahlgemeinschaft); 8. **Dr. Franz Ziolkiewicz (Poln. Sozialist), Vertreter Josef Janta (Poln. Sozialist).**

Nach erfolgter Wahl appellierte der Vorsitzende Piechullek hauptsächlich an die Mitglieder der Finanzkommission, möglichst bald zusammenzutreten, um an die Beratungen des neuen Haushaltsetats heranzugehen.

Damit wurde die erste Sitzung des neuen Kattowitzer Stadtparlaments beendigt. Y.

Königshütt[e] un[d] [U]mgebung

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung befaßte sich der Magistrat auch mit der Herabsetzung der gegenwärtigen Brotpreise, wozu die Preisprüfungskommission einberufen werden soll. — Der Engroshandel mit Fleisch in der städtischen Markthalle soll unter Verbot gestellt werden, in das Altersheim an der ulica Wandy sollen untergebracht werden: Johann Strzoda, Karl Mainka, Hedwig Kempa und Ottilie Mikisch. — Auf Kosten der Stadt soll dem Invaliden Belok eine Prothese zum Preise von 250 Zloty gekauft werden. — Katholische Kreise haben in einer Resolution gegen einige Filme beim Magistrat Protest erhoben, weil sie der „Moral" nicht entsprechen sollen. Es wurde beschlossen, bei der Polizeidirektion dahin vorstellig zu werden, daß eine strenge Filmzensur durchgeführt wird und daß Minderjährigen der Zutritt zu solchen Filmen verboten wird.

Was kommt zur Beratung?

In der am 12. Februar, nachmittags 17 Uhr, in der Aula des Mädchengymnasiums am Plac Kopernika, stattfindenden Stadtverordnetensitzung kommen 20 Vorlagen zur Beratung. U. a. erfolgt die Fortsetzung des Haushaltungsplanes für das

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Winterreise

Von Franz Trescher.

In Kapfenberg steigen wir aus und werden in einer Stunde in dem kleinen Bähnchen sitzen, das auf dem Nebengeleise drüben schon pustet. Dann kommen drei Stunden Fahrt durch das verschneite Land und zwei Stunden Weg durch verschneiten Wald, und dann, dann sind wir an Ort und Stelle.

Hierher kommen die Zeitungen aus der großen Stadt erst am Nachmittag. In das Oertchen, in das wir reisen, erst am übernächsten Tag. Wir sind also weit genug, wir haben die Ereignisse hinter uns gelassen. — Hinter den Bergen wirbeln ein paar Millionen Menschen durch gedrängte Straßen, sie haben alle etwas zu tun, sie haben alle keine Zeit, sie müssen ins Büro, sie müssen in die Fabrik, sie müssen ins Theater, zu einem Rendezvous, sie lesen die Zeitungen, hören von einer Revolution in Guatemala — wo ist das? —, lesen von einer Konferenz, im Haag, von einem Konflikt zwischen Italien und Frankreich, von einer Regierungskrise, von einer Baisse in der und der Aktie. Sie lesen das beim Frühstück, zu Mittag, am Abend, auf der Straßenbahn, bei Tisch und auf dem Klosett; es ereignen sich Straßenbahnunfälle, Verkehrsstockungen, Raubmorde, Diebstähle, Ehebrüche, Tanzkonkurrenzen, Kongresse ernster Bibelforscher und andrer Unfug — und währenddessen fällt Schnee, es pfaucht eine kleine Bahn zwischen zwei Bergen, und wir sitzen drinnen und wissen von dem allem nichts. Und sind fort.

Das Land ist in Watte gepackt; die Berge sehen aus wie die Berge aus einem Spielzeugkasten, die man probeweise, samt der Watte, herausgenommen und erst noch nachlässig aufgestellt hat. Später werden die Kinder mit ihnen spielen.

Das Bähnlein hat es schwer; nicht gerade an uns, aber hinten hängen ein paar Wägelchen mit Holzklötzen — darum. Es ist schon alt, das Bähnlein, es war ein ganz neues Modell, als Oesterreich mit Preußen und Italien Krieg führte. Und das ist schon lange her, sagen die alten Leute aus der Umgegend. Die alten Leute gleichen alle ein wenig dem lieben Gott, es mag sein, weil sie schon näher bei ihm sind, auch ihnen ist die Ewigkeit nicht mehr allzuviel, ein Jahrzehnt geht ihnen rasch vorüber und es ist, als wäre es erst gestern gewesen. Also muß es doch schon lange her sein, dieses Ding zwischen den Oesterreichern und den Preußen.

Alle zehn Minuten muß das Bähnchen rasten. Es schnauft, und das Schnaufen wird immer hohler, dann pustet es ein wenig, und dann bleibt es eben stehen und holt Atem. Und sooft wir stehenbleiben und Atem holen, ist auch eine Station da, und jede Station hat einen Stationsvorsteher mit einer roten Mütze, und so ist alles in Ordnung. Man weiß eben, wann wir Rast machen müssen, und dorthin kommt eine Station.

Der Lokomotivführer steigt von der Lokomotive und grüßt den Stationsvorsteher, sie kennen einander. Der Hund des Stationsvorstehers kommt aus dem Gebäude; er ist schon sehr alt, er hat keinen einzigen Zahn mehr im Maul und liegt den ganzen Tag hinter dem Ofen. Aber wenn draußen die Lokomotive pfeift, kommt er heraus; er tut Dienst und außerdem ist er des Lokomotivführers Freund. Er läßt sich von ihm die Haare hinter dem Ohr krauen; warum ihm das besonders wohl tut, wenn es der Lokomotivführer macht, weiß er nicht. Das ist eben Liebe. Als wir weiterfahren, trottet er ins Haus. Mehr als seinen Dienst kann man von ihm nicht mehr verlangen, und selbst den tut er nur noch seines Freundes willen; wir wären ihm völlig schnuppe.

Wenn wir bei einem Häuschen an der Strecke vorbeikommen oder an einem kleinen Ort, dann pfeift es vorn auf der Lokomotive. Dann kommen die Leute heraus und sehen uns nach. Vielleicht ist das Bähnchen überhaupt nur eine Vergnügungseinrichtung für die Gegend, damit die Leute dort was zu schauen kriegen. Damit wäre auch der Stationsvorsteher mit der roten festlichen Mütze erklärt. Er steht eben in seinem Häuschen wie bei den Spielzeugeisenbahnen der Kinder, und wenn der Zug kommt, tritt er heraus und die Kleinen freuen sich über sein Käppchen.

Jetzt hat es zu schneien begonnen. Zuerst nur in einzelnen, großen, schwermütig erdwärts flatternden, wässerigen Flocken, dann aber stäubt es und stöbert es ganz tüchtig von dem graubraunen Himmel herunter. Vorn pufft unsere Lokomotive mächtige Rauchschwaden heraus und kommt immer schwerer vorwärts. Bei der nächsten Station müssen wir warten, es müssen Arbeiter voran auf die Strecke geschickt werden. Ein wenig bleiben auch wir im Gestöber stehen. An den Hängen stäubt hie und da eine Tanne, daß man es noch durch das Sickern des Schnees sieht. Und es ist still. Sehr still.

Im Gastzimmer des Restaurants der Station setzen wir uns zu einem einsamen Bäuerlein, das hinter dem Tisch und einem „Viertele" Rast gemacht hat. Wahrscheinlich gehören zu ihm die Ochsen, die vor einem Wagen hinter dem Fenster zu sehen sind und jetzt langsam einschneien.

Als jemand die Tür öffnet, rauscht's über unseren Köpfen. Dort hat der Wirt die Parten der Umgebung auf einen Nagel gespießt; es sind nicht wenige. „Koloman Rippa, Sägemühlenbesitzer", lesen wir auf der letzten. Koloman Rippa war zweiundfünfzig Jahre alt, als er starb. Uns fällt „In einem kühlen Grunde" ein. Als es wieder über unseren Köpfen rauscht, weil einer die Tür aufgemacht hat, spüren wir es an unserem Mark: Friedhofswind. Das Bäuerlein hat unsere Blicke gesehen. „Ja, ja", sagt es. Dann nach einer Weile wieder: „Ja, ja." Wir nicken nur. Das Bäuerlein schaut jetzt andächtig auf sein Viertele und redet nicht weiter.

Nach einer halben Stunde kommt der Stationsvorsteher, wir können weiterfahren. Als wir aufstehen, sagt das Bäuerlein: „Ja, ja, jetzt müssen Sie wohl weiter, wo wir uns grad so gut unterhalten haben..." und es sieht auf. „Koloman Rippa, Sägemühlenbesitzer, zweiundfünfzig Jahre alt".

Nun geht es noch eine Stunde weiter und dann sind wir angekommen, schnallen die Bretter an und schieben uns vorwärts auf der Straße durch den Wald, der sein braunes Winterbehänge tief verschneit herunterbeugt.

Am andern Tage schießen wir schon an den Hängen in Serpentinen und wilden Kapriolen in einen weiten Talkessel, hinunter, weit hinaus noch in den zugefrorenen Bergsee. Hält uns das Eis? Es hält! Wir sind leicht geworden mit unseren beschwingten Sohlen.

Eine Wohnung wird geräumt

Am Ende der Stadt, dort, wo der Bahndamm mit einem scharfen Strich einer weiteren Ausdehnung Einhalt zu gebieten scheint, stand vor kurzem noch ein altes Häuschen. Schon vor einigen Jahren war der kleine Vorgarten mit den Rosenstöcken und Nelkenbüschen der Straßenverbreiterung zum Opfer gefallen. Aber immer noch rankte sich der Weinstock am Haus empor und bedeckte in jedem Frühjahr das Häuschen mit neuem Grün. Vom Frühling bis in den Herbst hinein lachten von den Fensterbänken blühende Blumen in Töpfen mit grünen Papiermanschetten. Hier wohnte der alte Schuster Müller mit seiner Frau. Seit ihrem Hochzeitstage wohnten sie hier. Die Kinder waren hier groß geworden. Zwei prächtige Burschen waren es gewesen. Der eine war nicht mehr vom Kriege zurückgekommen. Er liegt irgendwo in Frankreich. Der zweite hatte in der Heimat keine Arbeit mehr finden können und war nach Südamerika ausgewandert.

In der letzten Zeit war es beunruhigend still im Hause geworden. Der alte Schuster Müller, der sonst immer von früh bis spät lustige Melodien zu pfeifen wußte, war nicht mehr zu hören. Er saß oben in der Wohnstube und blickte verstört vor sich hin. Immer wieder schob er die Brille zurecht und las von neuem das Schreiben, das vor ihm auf dem Tische lag.

Herrn Wilhelm Müller, hier!

Da Sie mit der Miete schon über drei Monate im Rückstand sind, habe ich heute Räumungsurteil gegen Sie erwirkt und ersuche Sie zum letzten Male, die Wohnung bis spätestens nächsten Ersten zu verlassen. Im übrigen soll das Haus auch im kommenden Frühjahr abgerissen werden, so daß die Wohnung sowieso geräumt werden müßte.

Hochachtungsvoll

Karl Schrenk, Bauunternehmer.

„Mutter", wandte sich der Schuster Müller zu seiner Frau, die in dem Lehnstuhl am Fenster saß und still vor sich hinweinte, „Mutter, ich sag' dir, ich gehe nicht raus aus der Wohnung. Fünfunddreißig Jahre lang haben wir hier gelebt. All unsere Freude, all unser Leid haben wir unter diesem Dache erfahren. Und jetzt will man uns rauswerfen. Haben denn die Menschen gar kein Herz mehr für andere?"

„Wilhelm, wenn nur der Bub wieder was schicken würde! Mit den 50 Mark monatlich und deiner Altersrente sind wir grad' so durchgekommen. Wie sein Freund uns verraten hat, ist er krank. Gott, wenn's nur nicht so schlimm ist! Er selbst wollt' es uns gar nicht wissen lassen, damit wir uns keine Sorgen machen. Wenn der Bub nur da wäre!"

„Ja, Mutter, und jetzt noch diese Sorge dazu. Ich halt's nimmer aus."

Es klopfte an die Türe. Da niemand Antwort gab, öffnete der Ankömmling, ein Arbeiter in mittleren Jahren, selbst die Türe und trat ein. „Guten Abend, Schuster Müller! Was ist denn los mit euch?"

Wortlos schob ihm der Alte den Brief hin.

„So'ne Gemeinheit! Jetzt, mitten im Winter, schickt man dir den Wisch. Da muß du gleich in den nächsten Tagen nach einer neuen Wohnung sehen. Aber reichlich teuer sind sie in den Neubauten. Seitdem die Zwangswirtschaft gelockert ist, werden die Herren immer übermütiger. Ich hab's dir doch schon hundertmal gesagt. Ihr kleinen Handwerker wißt nicht, wo ihr hingehört. Ihr bildet euch ein, ihr wäret keine Proleten, und doch fressen euch die Geldsäcke mit Haut und Haaren auf, genau so wie uns."

„Du hast recht. Ich sehe es so langsam ein. Erst haben sie mich durch die Inflation um meine Spargroschen betrogen, und jetzt wirft man mich aus der Wohnung, weil die Hütte nicht genug einbringt. Aber jetzt ist es zu spät für mich. Ich kann nicht mehr anders denken lernen."

„Ach was! Zu alt ist niemand. Nur den Kopf hoch! Such' dir eine neue Wohnung, und wenn's nicht anders geht, mußt du dir eben die Miete von der Fürsorge zahlen lassen."

„Nein, das tu' ich nicht."

„Na, dann eben nicht. Bist halt immer noch der gleiche Dicktopf. Wenn ich dir irgendwie helfen kann, tu ich's gerne. Gute Nacht!"

Der Besucher verließ kopfschüttelnd das Haus. „Wenn der Alte nur keine Dummheiten macht!"

Einige Wochen waren verflossen. Die Räumungsfrist war längst überschritten. Der Bauunternehmer wollte das Haus geräumt wissen. Der alte Schuster Müller hatte aber immer noch keine für seine Verhältnisse passende Wohnung gefunden. Drei-, Vier- und Fünfzimmerwohnungen gab es genug, aber keine Wohnung für zwanzig bis fünfundzwanzig Mark Miete im Monat. Jeden Tag kam er mutloser zurück. Auf dem Wohnungsamte hatte der Beamte mitleidig gelächelt und den Kopf geschüttelt. Kein Mensch wußte ihm Rat. Von der Fürsorge unterhalten lassen, wollte er sich auf keinen Fall. Lieber machte er selber Schluß.

„Versündige dich nicht!" hatte seine Frau wohl auf seine Anspielungen hin gesagt. Aber was sollte man tun?

Wieder lag ein Schreiben vor ihm. Wenn die Wohnung nicht innerhalb 24 Stunden geräumt sei, würde man ihn zwangsweise auf die Straße setzen... Wie in letzter Zeit so oft, lag er in dieser Nacht erst recht schlaflos im Bette. Morgen mußte die Wohnung leer sein. Jetzt galt es zu handeln. Sie sollten ihn nicht aus der Wohnung bringen... Nein, niemals... Noch gab es einen Weg... den letzten. Nach hartem Ringen mit sich selbst stand er heimlich und leise auf und murmelte: „Sei getrost, Mutter, ich nehm' dich mit."

Am andern Tage las man in der Zeitung unter Polizeibericht:

Freitod.

Heute Morgen fand man ein älteres Ehepaar unserer Stadt, das sich mit Leuchtgas vergiftet hatte, tot in seiner Wohnung auf. Der Grund zu diesem verzweifelten Schritte dürfte in wirtschaftlichen Sorgen liegen. Untersuchung ist eingeleitet. —

„Untersuchung ist eingeleitet". — Damit ist den Leuten nicht mehr zu helfen.

Karl Eule.

Die Ehre gerettet

Von Christen Hansen.

Berührte er sie nicht mit der einen Hand? Wie?

Frau Gerts, blaue Augen schossen höhnische, rasende Blitze — verächtlich blickten sie in seine braunen Augen.

Und wie von einem wohlgezielten Schlag getroffen, färbte sich sein Gesicht verräterisch rot. Und — seine Augen, die während der ganzen Fahrt den Ausdruck der Sicherheit und des stillen Lächelns nicht verloren hatten, machten jetzt einen beschämten und gequälten Eindruck. Froh und beglückt, in Paris weilen zu dürfen, war Frau Gert die Stufen zur Metro hinuntergetrippelt, um eine Freundin zu besuchen, der sie von ihren vielen Erfolgen in der Seinestadt berichten wollte. Ueberall hatte sie Bewunderung erregt und mit einem eleganten französischen Herrn in der Metro kokettiert — ja — davon wollte sie erzählen.

Und dann — wagte es dieser Bursche hier — dieses Individuum, sich ihr zu nähern — sie gar zu berühren — toll — etwas derartig Vermessenes hatte sie noch nie erlebt. Sie war aufgebracht wie nie zuvor. Begriff denn dieser Mensch nicht, daß — daß man gewiß Augen machen konnte — ohne daß...

Frau Gert versuchte es noch einmal, diesen Herrn mit ihren kühlen Blicken, ihren höhnischen Mienen zurechtzuweisen — das wäre ja noch schöner — so was — der sollte, weiß Gott, begreifen, daß er endlich mal an eine Dame geraten war...

Mit diesem Vorsatz wandte sie ihm wieder ihre zornfunkelnden Augen zu — sie würde ihn schon lehren — ha — in seine Schranken würde sie ihn weisen...

Er erwiderte ihren Blick nicht. Er starrte unentwegt auf die Tür, während seine Hand noch immer dieselbe Stellung inne hatte — als langte sie nach etwas — und — die Finger schienen gar steif zu sein — diese Finger in dem grauen Handschuh. Frau Gert musterte diese Hand. Dann prüfte sie sein Gesicht. Seine Augen starrten immer noch die Tür an — sie waren ernst — und sein Gesicht, ein Bild der Kühle und Unnahbarkeit, das nicht aus der Ruhe zu bringen war.

War der Arm etwa steif?

War die Hand eine Prothese?

Hatte es gar nicht in seiner Absicht gelegen, sie — sie zu berühren? Wie? Hatte nur der schlingernde Zug sie gegen den steifen Arm gestoßen?

Tausend Fragen schossen ihr durch den Kopf. Beschämt erkannte sie ihre eigene niedrige Gesinnung.

Wie konnte sie nur Abbitte leisten?

Beim Etoile hielt der Zug. Der französische Herr ging auf die Tür zu, indem er sich mit seiner unbehandschuhten Rechten durch das Gedränge hindurchlavierte. Die linke Hand nahm auch jetzt noch jene seltsame, verschrobene, steife, leblose Haltung ein, wie in jenem Moment, als Frau Gert frivole Annäherungen witterte.

Sie verfolgte ihn mit den Augen bis auf den Bahnsteig. Er schritt unentwegt mit seinem steifen Arm drauflos.

Ach Gott — die Hand war also steif! Daß Frau Gert auch jemals von einem Kavalier hatte glauben können, er wäre taktlos — ja unverschämt... nein — wie schrecklich.

Ja — wie konnte man das nur wieder gutmachen. Es war überhaupt nicht gutzumachen!

Hätte der Zug sich nicht gerade wieder in Bewegung gesetzt, sie wäre, bei Gott, auf den Bahnsteig hinausgesprungen, um wegen ihrer zornigen Blicke von vorhin um Verzeihung zu bitten.

Nun blieb ihr nichts weiter übrig, als zu erröten bis in die tiefste Seele hinein — sich zu schämen — sooo zu schämen...

Als der Zug in die Dunkelheit hineingerollt war, setzte sich der Kavalier auf eine Bank, um auf den nächsten Zug zu warten.

Mit der „steifen" Hand zog er ein Etui aus der Tasche und steckte sich eine Zigarette an.

Wollte er etwa weiter zusammen mit einer Dame fahren, die nicht mehr Takt in Liebesdingen besaß, als über eine harmlose Annäherung in der Metro beleidigt zu sein, wie ein altjüngferlicher Blaustrumpf, von der Sorte, wie sie doch jetzt im Aussterben begriffen waren? Sollte er etwa mit so einer Dame weiter fahren? In der Metro?

Um alles in der Welt nicht! Nie im Leben!

Er machte Schleuderbewegungen mit dem Handgelenk. Die Finger waren in der krampfhaften Stellung wirklich eingeschlafen und steif geworden — in dieser krüppelhaften Stellung, die sie hatten einnehmen müssen, um seine Ehre zu retten..

(Aus dem Dänischen übertragen von Marieluise Henniger-Andersen.)

Der Zweikampf

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Das ist so eine Sitte in Studentenkreisen: der Zweikampf. Die Beweggründe dazu kann man nicht ohne weiteres feststellen. Ernste, sehr ernste Dinge sind das. Ich hatte einen Kommilitonen während meiner Universitätsjahre, der in puncto Zweikampf an unserer kleinen Universität den Rekord hielt. Innerhalb von fünf Jahren kämpfte er fünfundzwanzigmal. Ihn, den Fachmann befragte ich einmal, weshalb der Zweikampf unter Studenten so häufig geübt werde. Er sah mich etwas schief von der Seite an und schnipste mit zwei Fingern der rechten Hand vor meinem andächtig lauschenden Gesicht: „Tja, Freundchen", sagte er dann und es war ihm anzumerken, daß er sich über diesen Punkt angestrengt den Kopf zerbrach, „wegen der Ehre, ohne Zweifel!"

„Das ist es also", erwiderte ich gedankenvoll.

Es ist lange her, aber gerade heute tauchen vor mir Erinnerungen an einen jener Zweikämpfe auf.

— — — — — — — — —

Das alles geschah in einer mittelgroßen, österreichischen Stadt.

Manchmal saßen wir abends in der „American-Bar" und tranken Soda mit Whisky. Es war gerade Inflation und die Stadt wimmelte von „vornehmen Ausländern". Das waren Leute mit meterbreiten, wattierten Schultern und messerspitzen Schuhen. Aber mein schon erwähnter Freund Rudolf E. Ranzengruber stach alle aus. Neiderfüllt glotzten die Vornehmen ihn an, als wir das Lokal betraten. Denn natürlich hatte er 1,10 Meter breite Schultern und Schuhe, vor denen man ängstlich zurückwich, wenn er sich einem näherte. So spitz waren sie. — Wir Eingeweihten wußten genau, daß diese Herrlichkeit des Freundes vergänglicher Natur war. Wir schrieben nämlich den Monat Oktober und unser Freund Rudolf E. Ranzengruber war soeben frisch angelangt aus dem heimatlichen Dorfe. Das Semester hatte eben dieser Tage begonnen. (Daher die Feier.) Wir gaben nicht viel auf seine sinnverwirrende Eleganz, da wir wußten, daß mit dem Fortschreiten des Semesters seine Vornehmheit stufenweise abnahm. Zu Neujahr pflegte er bereits in Militärhosen mit Rollgamaschen zu erscheinen, wenn auch mit verwegen leuchtender, farbenprunkender Krawatte. Diese Wandlung wiederholte sich jedes Jahr. Und während die Umwälzung seines Aeußeren gesetzmäßig erfolgte, veränderte sich sein innerer Mensch mit erstaunlicher Gleichzeitigkeit. Sein Auftreten wurde bescheidener und es kam so weit, daß er über kleinere Beleidigungen schweigend hinwegsah.

— — — Wir betraten das Lokal.

Es mochte neun Uhr abends sein. Das längliche Viereck des Raumes war in rosenrotes Licht gehüllt, in niedrigen Abteilungen standen Tische an den Wänden entlang. Es herrschte ziemlich reges Leben. Eine Jazzkapelle spielte tutend, miauend und sägend neue Tanzschlager. Wir nahmen natürlich auf den hohen Stühlen vor der Bar Platz. Rudolf E., Kronasser, Lewinski und ich.

Eine Runde, — bestellte Rudolf E. mit lässiger Handbewegung. Daß es sich nur um Whiskysoda handeln konnte, wußte das Barfräulein bereits aus Erfahrung. Wir sprachen wenig, da wir das allzuviele Reden für unmännlich hielten. Nur einzelne, kernige Worte wurden gewechselt. Dann zündeten wir unsere Pfeifen an. Bei der sechsten Runde erzählte Rudolf E. eine bemerkenswerte Geschichte von seinem Vater, der so ein Herr gewesen sei, daß er einmal im Frack das Pferd bestiegen hatte und ohne anzuhalten, durch drei Gemeinden geritten war, immer nur bei den Wirtshäusern haltmachend, wo er sich den Schoppen in den Sattel hinaufreichen ließ. Er ritt so lange, der Vater des Rudolf E. bis ihm der Frack in Fetzen vom Leibe hing, buchstäblich in Fetzen! So ein Mann war das! Kronasser war ein großer, breitschultriger Kerl und von Natur aus skeptisch. Er kicherte daher leise vor sich hin. Rudolf E. wollte aufbrausen, da er das Kichern für ein Zeichen des Mißtrauens hielt, das man seiner Geschichte entgegenbrachte. Aber dann schien er sich anders zu besinnen, denn er klemmte ein Monokel ins Auge und begann die anwesenden Gäste des Lokals zu mustern. Die Jazzkapelle wimmerte, flötete und fauchte, blauer Tabakrauch füllte in Schwaden den Raum die unter der Decke schwebten, wie künstliche Wolken. Zwei, drei Paare begannen schüchtern zu tanzen. Wir hielten auch das Tanzen für unmännlich und blieben daher weiterhin sitzen. Die Anzahl der Whiskysodas war bereits ins Unermeßliche gestiegen. Ich war gerade dabei, der einschläfernden Stimmung folgend, ein wenig über dem Bartisch einzunicken, als Rudolf E. hastig meinen Arm ergriff:

„Er fixiert mich", sagte er leise, jedes Wort stark betonend mit drohender Stimme.

„Wer?" fragte ich auffahrend und sah mich um.

„Ich meine diesen schwarzhaarigen Jüngling dort," fuhr Rudolf E. belehrend fort und wies mit einer Kopfbewegung in die Richtung: „er sieht aus wie ein Friseurlehrling."

„Dann kümmere dich nicht um ihn," warf Kronasser ein, „denn dann fehlt ihm die nötige Bildung, die dich in so hohem Maße auszeichnet." Mir schien, als klängen diese Worte etwas spöttisch.

„Ich habe die Erfahrung gemacht" fuhr Rudolf E. unbeirrt mit näselnder Stimme fort, „daß Leute, die wie Friseurlehrlinge aussehen, fast immer Akademiker sind. Uebrigens," sagte er, „ist diese Sache eine Privatangelegenheit von mir, und da mich jener Jüngling fixiert, werde ich ihn züchtigen."

Er griff hinter sich auf den Bartisch, wo eine Schüssel voll Pfannkuchen stand. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, nahm er einen dieser Pfannkuchen in die rechte Hand und schleuderte das Backwerk mit einer selbstverständlichen Geste in die Richtung des angeblich fixierenden Gastes. Er traf — einen rothaarigen, jungen Man gerade auf die Nase.

„Gut getroffen", sagte er mit Siegermiene, zu uns herblickend. Ich war sprachlos.

„Es war doch ein Schwarzhaariger, der dich fixierte," sagte ich verzweifelt, „du sagtest, es sei ein schwarzhaariger Jüngling."

„Sagte ich das? Nun, ich habe mich geirrt", erwiderte er in elegantem Tonfall.

Inzwischen war der Rothaarige aufgesprugen und näherte sich uns mit erregten Schritten. Ess war ein hochaufgeschossener Kerl mit ungewöhnlich langen Gliedmaßen.

„Sie," schrie er schon von weitem. „Sie, wie kommen Sie dazu, hier mit Pfannkuchen zu schmeißen?! Was ist das für ein Benehmen? Ich werde es Ihnen gleich zeigen!"

„Wie," sagte Rudolf, „Sie werden es mir zeigen, Sie Fatzke! Sie haben mich fixiert!"

„Ich habe Sie nicht fixiert! Sie gehen mich gar nichts an. Sie haben ein Gesicht wie ein Affe, und ich freue mich, wenn ich nicht hinsehen muß! Im übrigen werden Sie noch von mir hören", fügte er mit bedeutsamem Seitenblick auf uns hinzu.

Das war es, was Rudolf Ranzengruber anstrebte: Eine Ehrenaffäre! Und im Anschluß daran womöglich, ja hoffentlich: Einen Zweikampf! Kronasser und Lewinski glitten, wie auf Verabredung, von ihren hohen Stühlen herab und verneigten sich stumm gegen den Rothaarigen.

„Morgen, zwei Uhr, nachmittag Cafee Glacis!" donnerte Rudolf E. seinem Gegner zu. Dann wandte er sich stolz, warf ein paar Geldstücke auf den Bartisch und verließ den Raum. Wir folgten ihm und ich gewahrte, daß Kronasser hämisch grinste. Und zu meinem Erstaunen hörte ich ihn murmeln:

„... Wegen der Ehre natürlich!"

— — — — — — —

Die Gegensekundanten waren ein dicker, kahlköpfiger Jurist und ein kleiner, beweglicher Mediziner, natürlich Couleurstudenten, mit Hackepetergesichtern.

Lewinski hieb mit der Faust auf den Tisch:

„Er hat ihn fixiert, und das sollte genügen, will ich meinen! Unser Mandant empfindet dies als Ehrenbeleidigung." — Und dann fügte er grollend hinzu:

„Mir ist nur ein Weg bekannt, der hier als Ausweg in Frage kommt: Sie werden wissen, was ich meine!"

Die Gegensekundanten wußten es.

Man erhob sich, nachdem die näheren Bedingungen festgelegt waren: Neunerklingen, seidenes Halstuch, Pulsschutz, Handschuhe.

Am nächsten Tage trafen sich die Gegner in einem gewissen Hause in der Goethestraße Das Haus gehörte einer studentischen Verbindung und der Fechtsaal im Erdgeschoß diente zur Austragung solcher Händel.

Rudolf E. kam auf die Minute pünktlich an. Er schnaubte wie ein wilder Stier und schien ungemein zornig zu sein.

„Ich mache Hackfleisch aus ihm", rief er ein ums andere Mal, keuchend vor Wut. Die Freunde umringten ihn ehrerbietig. Nur Kronasser grinste hämisch wie gewöhnlich. Ich glaubte, er hielt Rudolfs Zorn nicht für ganz echt. Der Rothaarige stand am anderen Ende des Saales, umgeben von seinen Freunden und Sekundanten. Auf ein Zeichen des Unparteiischen gingen die zwei aufeinander los. Die Klingen blitzten, die Gegner sprangen hin und her, vor und zurück, gebärdeten sich höchst rauflustig, aber es passierte längere Zeit nichts von Bedeutung. Wenn der eine vorging, wich der andere zurück und umgekehrt. Endlich gelang es dem Rothaarigen, Rudolf E. an der linken Wange zu kratzen. Er hielt erstaunt inne und senkte die Waffe. Rudolf E. trat zurück, bleich aber gefaßt. Er fluchte, zu seinem Sekundanten gewandt:

„Ich habe den Krampf im rechten Arm und kann daher nicht weiter." Kronasser grinste amüsiert. Der Zweikampf war beendet. Die Gegner reichten sich versöhnt die Hände.

„Ich gratuliere Ihnen," sagte Rudolf E. zum Rothaarigen und verneigte sich elegant. „Das war ein guter Hieb."

„Mein Spezialhieb", sagte der Rothaarige bescheiden, aber voll Würde.

Dann gingen wir heim, und am gleichen Abend saßen wir wieder in der „American-Bar". Rudolf E. hatte eine verbundene Wange und warf herausfordernde Blicke um sich. Nach dem sechsten Whiskysoda sagte er, zu uns gewendet:

„Es geht nichts über die Ehre!"

Wir tranken darauf. Nur Kronasser hustete und grinste in der Ecke.



Der Dom zu Speyer

dessen 900jähriges Bestehen in diesem Jahre mit großen Festlichkeiten gefeiert wird.

Der Bau des Domes wurde im Jahre 1030 von Kaiser Konrad II. begonnen und 1061 unter Heinrich IV., der 1064 noch eine Kapelle hinzufügte, vollendet. Im Königschor des Domes ruhen acht deutsche Kaiser: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht I. Nachdem 1159, 1289 und 1540 der Dom durch Feuersbrünste heimgesucht, aber immer wiederhergestellt war, wurde er am 31. Mai 1689 durch die in die Pfalz eingefallenen Franzosen größtenteils zerstört: die drei westlichen Türme und das Gebäude selbst brannten bis auf die Umfassungsmauern aus, und aus den alten Kaisergräbern wurden die Gebeine herausgerissen und umhergestreut. Erst 1772—1784 wurde der Dom wieder aufgebaut, aber schon 1794 von den Franzosen abermals verwüstet und als Heumagazin benutzt. Durch König Maximilian I. wiederhergestellt, wurde er 1822 wieder eingeweiht. Später wurden auch die westlichen Türme mit dem Umbau der Fassade ersetzt und der alte Kaiserdom neu geweiht.

Für das Kind

Von Theodor Ronni Split.

Regen peitschte die Fenster. Den düsteren Himmel belagerten dichte, zusammengeballte Wolken.

Dr. Georg Zawirski lehnte sich ans Fenster und blickte in Gedanken versunken durch die Regenschauer hindurch in neblige, regnerische Ferne. Ueber die zitternde Fläche des Sees im Park weinten leise die gebückten Weiden. Scheue Schwalben verbargen sich in ihren Dachnestern, und rings umher herrschte tiefe Niedergeschlagenheit.

Der junge Arzt wandte sich um und seufzte leise. In seiner Brust riß etwas in grausamer Qual an seinem Herzen, und chaotische Gedanken häuften sich, um wiederum in ein Nichts zu stürzen...

Im Bette lag seine geliebte Frau. Stilles Leiden breitete ein düsteres Bahrtuch über sie und warf Schatten auf das schöne, blasse Antlitz. Die vom Fieber verdorrten Lippen bewegten sich leicht, und in der schmerzlichen Stille blieb ein kaum hörbares Flüstern hängen... „Georg"...

Er setzte sich an ihr Bett, blickte in stummem Schmerz auf sie und liebkoste zärtlich ihre schneeweiße, zarte Hand. „Irene, Teuerste, du wirst gesund werden... nicht mehr lange... und alles wird sich ändern... du wirst sehen..."

Er betrachtete sie mit wachsender Angst. Sie aber blickte ihn gleichgültig an, als hörte sie nicht seine Worte. Er wußte genau, daß der letzte Augenblick nahte. Er sprang ans Telephon und läutete seine Kollegen an. Vergeblich hatte er all sein Wissen versucht, und vergeblich hatten sich seine Kollegen bemüht. Alle hatten die Hoffnung verloren. In greller Ironie fühlte er seine ganze Ohnmacht, seine ganze Machtlosigkeit. Weshalb... weshalb traf gerade ihn dieser Schicksalsschlag?... Es waren doch erst zwei Jahre seit der Hochzeit verflossen. Sie hatten solange darauf gewartet, bis sie sich schließlich heiraten durften, und es schien ihnen, daß es für ewig sein mußte. Sie waren glücklich gewesen... unermeßlich glücklich. Er erinnerte sich an jene herrliche Augenblicke, als er im Schatten sommerlicher Abende seine Liebe gestand und sie, den Kopf an seine Schulter gelegt, seinen Worten lauschend, träumerisch in die Ferne blickte... Und jetzt?... Jetzt mußte er ratlos und ohnmächtig zusehen, wie sie ihn für immer verließ. So vielen anderen, so vielen fremden Leuten hatte er geholfen, und sie, die über alles Geliebte, konnte er nicht den gierigen Armen des Todes entreißen. Schwarze Verzweiflung packte ihn. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und blieb lange in dieser regungslosen Stellung, als wäre er versteinert. In seiner Seele öffnete sich ein Abgrund voll uferlosen Schmerzes.

„Georg... bist du da? Unser Kind... Georg..."

Rasend vor Schmerz stürzte er an ihr Bett. „Irene! Nein! Du darfst nicht sterben... du mußt leben... habe Mitleid mit mir... nein, du wirst nicht von mir gehen... Irene... Unsere Liebe muß siegen... Irene!"

Aber sie sah ihn im stummen Blick der Agonie an. In letzter Hoffnung riß er das Kind aus den Armen der Amme und schmiegte es an die Brust der Sterbenden. „Unser Kind... Irene... siehst du es nicht?... Für unser Kind... Irene... mußt du leben!... Irene, hörst du mich? Ich liebe dich doch so sehr... weshalb verläßt du mich?... Bleibe!... Du mußt bleiben!... Hörst du nicht?... Unser Kind ruft dich... Irene!... Du mußt es erziehen!... Du mußt leben..., ich flehe dich an, ich beschwöre dich!..."

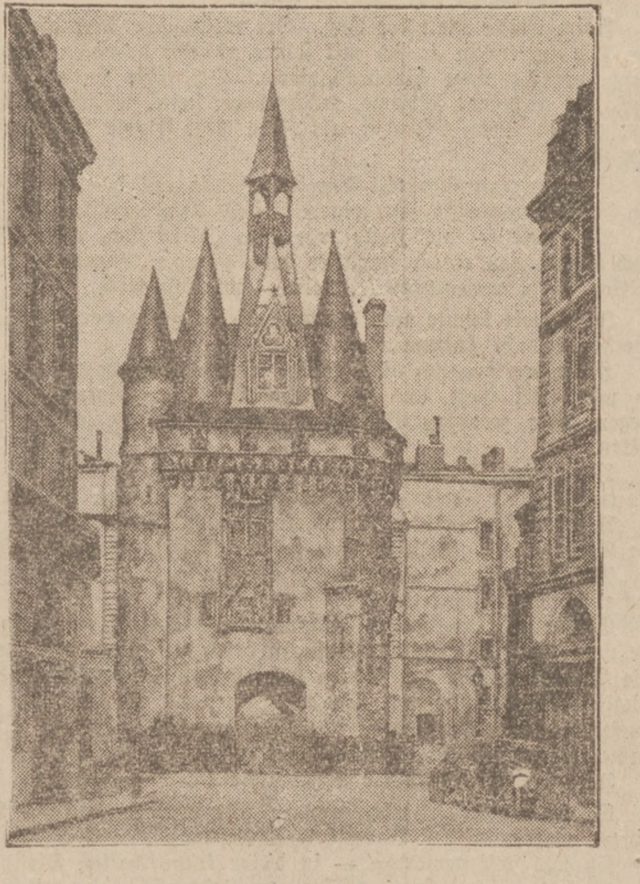
Sie lag regungslos da, und aus ihren Augen tropften vereinzelte Tränen. Eine schwache, winzige Hoffnung erhellte sein Denken... „Du mußt leben... für unser Kind... Irene! ... Ich flehe dich an!"

Allmählich sank ihr Kopf herab, und die Augenlider schlossen sich leicht... Der letzte Augenblick... Sie lag in Agonie...

Er raste vor Schmerz und Verzweiflung... Es begann der gigantische Kampf zwischen Leben und Tod, grenzenlose, ungeheure Liebe revoltierte gegen den Tod. Er nahm ihr Köpfchen in beide Hände, liebkoste es und flehte — es schien, als wollte er sie mit Gewalt dem Tode entreißen! Er sog sich in tiefem Kusse an ihren blassen Lippen fest, als wollte er seine Seele, sein Leben und sein Sein überströmen lassen... schließlich verließ ihn die Kraft, und, der Ohnmacht nahe, sank auch er zurück...

Die Kollegen kamen, legten ihn aufs Sofa und traten zu der Kranken. Ihr Gesicht erhellte plötzlich ein Schimmer der Zufriedenheit. Die Krisis wich glücklich. Irene fiel in tiefen Schlaf... und an ihrer Brust spielte ihr entzückendes Kind.

(Deutsch von Leo Koszella.)



Die Pforte de Caillau

eins der alten Stadttore der Stadt Bordeaux, das aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt.

Der ungläubige Thomas

Von Michael Soſtſchenko.

Seit drei Jahren hatte Thomas Krjukoff keine Nachricht von ſeinem Sohne erhalten. Da plötzlich: Bitte ſchön, Thomas Petrowitſch, hier kommen fünf Rubel von Ihrem Sohne.

„Schau einer an“, dachte Thomas bei Betrachtung der Anweiſung, „ein anderer Sohn hätte ſicherlich nur drei Rubel ſpendiert und damit gut. Aber der — bitte ſchön! — gibt gleich fünf Rubel. Unter ſolchen Umſtänden iſt es wohl erlaubt, ein Rubelchen zu vertrinken.“

Thomas Krjukoff ging ins Dampfbad, legte ein ſauberes Hemd an, trank ein halbes Fläſchchen ſelbſtgebrannten Schnaps und fuhr zur Poſt. „Was ſagt man dazu“, dachte er unterwegs, „fünf Rubel! Was nicht alles auf der Welt paſſiert! Zaren gibt es nicht mehr, nichts gibt es! Den Bauern gehört die Macht... Vielleicht gar regiert mein Sohn den Staat.. Schickt ſeinem Vater ganze fünf Rubel. Oder ſollte es etwa erlogen ſein, was ſie über den Bauern ſagen? Oh, ſie lügen! Vielleicht dient mein Sohn als Kellner im Gaſthauſe.“

Thomas hielt an der Poſt, ging zum Schalter, legte ſeine Anweiſung vor. „Geld“, ſagte er, „ich habe Geld von meinem Sohne zu bekommen!“ Der Beamte wühlte in den Papieren. Dann legte er einen halben Tſcherwonnetz auf den Tiſch. „So!“ ſagte Thomas. „Aber mein Sohn ſchickt mir keinen Brief?“ Der Kaſſierer entgegnete nichts und trat vom Schalter weg.

„Er ſchreibt nicht“, dachte Thomas. „Vielleicht tut er's hinterher noch. Da wir nun Geld haben, können wir ja warten.“ Er nahm das Geld und beſah es ſtaunend. Plötzlich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch. „Heda, Onkel! Was für Geld ſteckſt du mir da eigentlich zu? Schau einer an!“

„Was für Geld? Neues Geld!“

„Neues? Iſt es am Ende falſches? Denkſt du etwa, du könnteſt einem Bezechten gleichviel was zuſchieben? Wo ſind die Waſſerzeichen?“

Thomas hielt den Schein gegen das Licht, drehte ihn in der Hand, betrachtete ihn wieder. „Nanu? Wer ſoll denn das ſein? Wer iſt da abgebildet? Iſt es am Ende ein Bauer? Ja doch. Bei Gott, ein Bauer. Alſo lügen die Leute nicht. Ein Bauer iſt auf dem Gelde abgebildet. Iſt es wirklich keine Lüge? Hat der Bauer ſolche Macht?“

Thomas trat wieder an den Schalter. „Onkel, wer iſt da abgebildet? Entſchuldige die Frage!“

„Geh nur, geh!“ ſagte der Beamte. „Haſt dein Geld erhalten, ſcher dich zum Teufel! Wo ſoll jemand abgebildet ſein?“

„Auf dem Gelde!“

Der Kaſſierer blickte auf den Bauern und ſagte lächelnd: „Der Bauer iſt da abgebildet. Deine Hoheit an Stelle des Zaren. Verſtanden!“

„Nanu? Der Bauer? Aber woher kommt es denn, Onkel, daß ich nichts davon weiß, noch ahne. Und doch pflüge ich das Feld. Und all die andern pflügen und wiſſen nichts davon?“

Da lachte der Beamte.

„Bei Gott“, ſagte Thomas. „Wahrhaftig! Die Leute behaupten es auch. Die regierenden Staatsmänner ſind nun die Bauern. Sie ſtehen jetzt in Ehren. Aber wie ſich's tatſächlich verhält, ob es wahr iſt, oder ob die Leute lügen, das weiß man nicht. Doch wenn das Geld des Bauern Bildnis trägt? Iſt es wirklich keine Lüge?“

„So geh doch endlich, geh“, ſagte wieder der Beamte. „Trödle hier nicht herum!“

„Sofort. Laß mich nur das Geld mit dem Bildnis einſtecken... Und, daß du es weißt, Onkel, ich habe dieſe Zaren auch früher nicht geliebt... Bei Gott!“

Thomas maß den geſtrengen Kaſſierer mit betrübtem Blick und ging. „Nein, ſo etwas“, dachte er. „Des Bauern Bildnis wird gedruckt. Sollte er wirklich kaiſerliche Ehren genießen?“ Er trieb das Pferd an, doch am Waldſaume machte er plötzlich kehrt und fuhr in die Stadt. Er hielt am Bahnhof, band das Pferd an den Zaun und trat ins Gebäude. Es war faſt leer. Ein Mann in weicher Mütze ſchlief neben der Tür, den Kopf auf einem Sacke. Thomas kaufte für zwei Kopeken Sonnenblumenſamen und ſetzte ſich ans Fenſter. Doch einen Augenblick ſpäter trat er zu dem Schlafenden: „Hei, du da in der Rutſche, von der Bank herunter! Ich will mich ſetzen...“ Der Mann in der Mütze riß die Augen auf, ſah haſtig nach Thomas und richtete ſich auf. Unter Gähnen und Spucken drehte er ſich eine Zigarette. Thomas nahm neben ihm Platz, rückte den Sack fort und begann, die Sonnenblumenſamen genießeriſch zu knabbern. Die Schalen ſpuckte er einfach auf den Fußboden.

„'s iſt alſo keine Lüge! Die Achtung iſt augenſcheinlich. Man gehorcht. Vormals hätte er einem vielleicht eine Maulſchelle verſetzt, aber jetzt kriegen ſie Angſt. Schau nur, wie das doch geworden iſt, ſo unmerklich!“ Thomas erhob ſich von der Bank und erging ſich vergnüglich im Warteſaal, trat dann an die Kaſſe heran und blickte durchs Schalterfenſter.

„Wohin?“ fragte der Kaſſierer.

„Wieſo wohin?“

„Wohin die Fahrkarte, du Dummkopf!“

„Nirgends hin“ — und gleichmütig betrachtete Thomas den Kaſſenraum. „Darf ich mir den Kaſſenraum anſehen oder nicht?“

„Wenn du nirgends hin willſt, brauchſt du auch nicht deine Schnauze hier hineinzuſtecken.“

„Schnauze?“ fragte Thomas beleidigt. „Zu wem ſprichſt du eigentlich?“

„Schau einer die betrunkene Fratze!“ ſagte der Kaſſierer, ſeinerſeits verletzt. „Unterſteht ſich, durchs Fenſter zu gucken, der graue Teufel.“

Thomas bückte ſich nach dem Schalter hin. Ganz unerwartet, ſpuckte er den Kaſſierer an. Dann eilte er ſchnell dem Ausgange zu.

Als er das Pferd losband, wurde er gefaßt. Er riß ſich los, ſchrie, verſuchte, den Wächter in die Wange zu beißen. Doch ſchonungslos wurde er vor den wachthabenden Beamten gezerrt. Mit den Händen fuchtelnd, verſuchte Thomas, nachdem er ſich ein wenig beruhigt hatte, eine Erklärung abzugeben. Nahm das Geld aus der Mütze und forderte den Beamten auf, es ſich anzuſehen. Doch dieſer ſetzte, ſekundenweiſe die Feder ins Tintenfaß verſenkend, ein Protokoll auf über Beamtenbeleidigung während der Dienſtausübung. Auch darüber, daß Thomas in augenſcheinlich trunkenem Zuſtande im geſchloſſenen Raume Sonnenblumenſamen gegeſſen und die Schalen auf den Boden geſpuckt habe.

Thomas ſetzte ein Kreuz unter das Protokoll. Seufzend und kopfſchüttelnd verließ er den Bahnhof, band das Pferd los, ſtieg in den Wagen, holte das Geld aus der Mütze hervor und betrachtete es. Mit einer wegwerfenden Handbewegung ſagte er: „Sie lügen doch, die Teufel.“ Dann trieb er das Pferd dem heimatlichen Dorfe zu.

(Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Wanda Waldheimer.)

Jack London

Von Max Barthel.

Manchmal geht einer der grauen Maſſe voraus
Und ſprengt die Ketten der ewigen Brothaft.
Er geht aus dem Werk, dem Hunger, dem Haus,
Verkündet allen unſterbliche Botſchaft:
Graue Kolonne!
Es leuchtet die Sonne!
Vorwärts! Marſchiert!

London iſt der Name einer gewaltigen Stadt,
Die ſich den Erdball kühl unterjochte,
Aber ein Mann denſelben Namen hat,
Der mit beiden Fäuſten gegen Verſklavung pochte:
Graue Kolonne!
Es leuchtet die Sonne!
Vorwärts! Marſchiert!

Und London, der Mann, der Dichter, der Tramp,
Iſt ſelber die Straßen des Elends gezogen,
Er ſchlief an den Wegen, im Park und im Camp
Und flüſterte nachts unterm Brückenbogen:
Graue Kolonne!
Es leuchtet die Sonne!
Vorwärts! Marſchiert!

Alaska, die Südſee, Europa, das glühende Meer,
Die Jagd nach dem Gold, nach dämmernden Perlen!
Der ewige Aufſtand! Prometheus' Wiederkehr
In geſchundenen Negern und vagabundierenden Kerlen!
Graue Kolonne!
Es leuchtet die Sonne!
Vorwärts! Marſchiert!

Jack London geht durch die Länder und ſchreit:
Erobert das Neuland! Entzieht euch dem Alten!
Seid tapfer und mutig! Dann wird ſich zur Zeit
In ſtrahlender Freiheit das Daſein geſtalten!
Graue Kolonne!
Es leuchtet die Sonne!
Vorwärts! Marſchiert!



Europas Schönheitskönigin

wurde bei der in Paris abgehaltenen Wahl, in der die Vertreterinnen von 19 europäiſchen Staaten um die Krone kämpften, die 18jährige Griechin Alice Diplorakos, die Tochter eines R.chtsanwalts in Sparta. Bei ihrer Wahl zur griechiſchen Schönheitskönigin in Athen war es zu erregten Zwiſchenfällen gekommen, weil ſie den Athenern nicht ſchön genug war.

Die erſten Tage in der Fabrik

Von Elſe Feldmann.

Wieder war ich ein Jahr älter geworden; jetzt war ich ſchon ſiebzehn Jahre. Vorbei war die Schule, vorbei ein paar Tanzſtunden. Was ſollte jetzt kommen? Eine Anſtellung kam. Ich ging auf ein paar Plätze. Zuerſt kam ich in einen vornehmen Stadtteil, in eines von den ſtillen und großartigen Häuſern; auf Teppichen ging man. Ich horchte an der Tür. Schreibmaſchinengeklapper und Diktat.

Ich klopfte an — als man „Herein“ ſagte, lief ich davon. Ich hatte kein bißchen Mut.

Auf dem Nachhauſeweg ſuchte ich nach einer Ausrede.

„Was hat man geſagt?“ wurde ich gefragt.

„Nichts. Es hat ſchon jemand andrer die Stelle.“ Ich konnte nicht die Wahrheit ſagen, daß ich ſo ſchreckliche Angſt hatte.

Das war in der Zeit, da der Vater ſeine Stelle verlor und wir ganz verarmten und in einer elenden, dunklen Behauſung leben mußten.

Ich hatte einen wunderbaren Wunſch: Geld zu verdienen. Immerfort malte ich es mir aus, wie es wäre, wenn ich ins Zimmer käme, Geld auf den Tiſch legen und ſagen könnte: Da habt ihr, kauft Brot, Butter, Zucker, Kaffee...

Ja, aber wenn ich immer Angſt hatte und mich ſchämte...?

War es mir nicht ſchon an mehreren Plätzen ſo ergangen, daß ich mich nicht hineintraute, weil ich glaubte, man müßte mir unſere Armut anmerken?

Einmal kam ich in eine Fabrik, wo Eiſenfedern für Korſette erzeugt wurden. Man unterwies mich ein einzigesmal, wie die Federn anzufaſſen, zu ſchweißen und die gleichen Längen zuſammenzulegen ſeien. Es durfte nicht vorkommen, daß ich Federn verdarb, und ſchnell mußte ich arbeiten, ſo ſchnell ſich die Räder drehten. Um ſieben Uhr morgens mußte ich dort ſein, um zwölf Uhr konnte ich gehen und um ein Uhr mußte ich wieder an den großen Tiſchen ſtehen. Und achtgeben, daß ich mich ja nicht irrte; um acht Uhr abends erſt war Schluß.

Ich dachte anfangs, ich könnte nicht ſo flink arbeiten, um mitzukommen. Alle arbeiteten wie verrückt vor Flinkheit — Männer und Frauen — nur wenige Männer.

Außer daß ſich alle rieſig tummelten, ging am erſten Tage nichts vor.

Aber am nächſten Tage merkte ich, daß einiges vorging. Zwei Frauen ſtritten miteinander.

Dann ſah ich, daß einer mit einem pechſchwarzen Schnurrbart hereinkam. Des Mannes wegen ſtritten die Frauen.

Die eine ſagte zu ihm: „Glaubſt du, ich merk' es nicht, mit ihr willſt du gehen?“

Die andre antwortet: „Halt' du mich nicht bei der Arbeit auf; ich ſtehe ſeit dieſer Woche im Akkord; er wird ſelbſt beſtimmen, ob er mit mir geht oder mit dir.“

Der mit dem Schnurrbart ſteht mit verſchränkten Armen, ſieht auf die Weiber und lacht. Er hat alle Zähne, und wie weiß ſie ſind! An der Weſtentaſche hängt ihm eine Sportkette.

Aber er arbeitet ja nicht, denke ich; während alle andern ſchwitzen, ſteht er da und lacht.

Später verſchwand er durch die Schiebetür, wo „Büro“ ſteht. Als ich mittags den dunklen Verſchlag betrat, wo alle die Ueberkleider hatten, fehlte meine Jacke. Ich wagte nicht, danach zu fragen. Es war ja bloß meine alte, abgeſchabte Jacke — während meine Mütze, die Schulmütze vom vorigen Jahre, auf dem Nagel hing. Ich ſetzte die Mütze auf und lief hinunter.

Die Mittagsſonne ſchien in den kalten Herbſttag. Ich ging in einen Kaufmannsladen, kaufte ein Butterbrot und aß es auf der Gaſſe, dann ging ich noch einmal in den Laden, um ſechs verzuckerte, gebrannte Mandeln zu kaufen; mit denen hatte ich eine Stunde lang zu tun, während ich vor vielen Schaufenſtern ſtand. Mich fror und ich wurde blau. Ich dachte, daß ſich oben im Verſchlag die Jacke wieder gefunden haben wird. Nein, ich ſah ſie nicht.

Am Abend fand ich die Jacke noch immer nicht und ich ſagte zu einer Arbeiterin: „Die Jacke iſt nicht da.“

„Welche?“

„Meine.“

„Ach ſo“, ſagte ſie und lachte auf.

„Hat ſie wer genommen?“ fragte ich.

Sie ſtand ſchon an der Maſchine. Die Räder gingen ſurrr... ſurrr...



Aus dem Film „Im Weſten nichts Neues“

der nach dem gleichnamigen Kriegsroman von Erich Maria Remarque, dem meiſtgeleſenen und meiſtumſtrittenen Buch des letzten Jahres, in Amerika gedreht wurde und demnächſt zur Uraufführung kommen wird.

„Genommen nicht, versteckt!" kam es herüber zu mir.

Die ganze Zeit war mir bange. Wie ich mich fürchtete! Am meisten Angst machten mir die großen Maschinen.

Am Abend standen drei Körbe mit Fedrn, geschweift und sortiert vor mir. Ich dachte, daß vielleicht jemand vorübergehen und mich beloben würde.

Um sieben Uhr war ich schon sehr müde und hungrig und schläfrig.

Noch eine Stunde.

Je näher es auf acht ging, desto mehr erschrak ich. Wer hatte die Jacke versteckt? Wie konnte ich sie wieder bekommen?

Ich wußte selbst nicht, daß ich weinte, erst als die Arbeiterin vom Nachmittag zu mir herrief: „Hast du deine Jacke", kam ich zu mir.

Sie begannen die Maschinen zu putzen, das Surrr... Surrr wurde langsamer und hörte auf. Eine Gasflamme um die andere verlosch, zwei brannten nur noch; der Raum wurde leer.

Ich rannte herum und suchte. Der mit dem Schnurrbart stand in meiner Nähe: „Wollen Sie sich die Jacke holen?" fragte er mich. „Sie ist bei mir, kommen Sie."

Ich ging mit.

„Hier", sagte er, aber er gab sie mir nicht, er kniff mich in den Arm.

„Au! rief ich. Ich sah, daß ich allein war, und wollte zur Tür. Da hielt er beide Arme im Eingang ausgebreitet, so daß ich nicht durch konnte, ich hätte in seine Arme drängen müssen, das tat ich auch, zerrte und rüttelte sie, was ich konnte, und machte einen Lärm.

Da stand die eine von denen, die heute miteinander gestritten hatten, die Siegerin, ich erkannte sie.

Mit ein paar heftigen Bewegungen befreite sie mich, nahm die Jacke und warf sie mir über die Schulter.

Der drinnen hatte die Tür hinter sich zugeschlagen. Die Frau riß mich an der Hand und zog mich mit sich fort.

„Nun aber rasch", schrie sie, „sonst kannst du was von mir erleben."

Ich zitterte und kam nicht von der Stelle; ich weinte. Man hat längst nicht mehr du zu mir gesagt, jetzt sagte man es wieder.

„Ich weiß nicht, verstellst du dich oder weinst du ehrlich?" redete die Frau zu mir, während wir über den Hof gingen. „Eines sollst du wissen, er ist verheiratet — nicht mit mir —, was werde ich dir lange Erklärungen abgeben. Ich will dir bloß sagen: Nimm dich in acht!"

„Er hat mir ja meine Jacke versteckt", brachte ich hervor und konnte nicht weiter, weil mir vor Kälte und Weinen die Zähne aufeinanderschlugen.

„Jacke versteckt? Glaubst du, mir hätte er sie nicht versteckt, als ich die ersten Tage hier war? Du hättest sie auf andre Art bekommen, mußtest nicht mit ihm gehen, wo du sahst, daß alle fortgingen; dann balgtest du dich mit ihm."

„Ich wollte ihn in die Hand beißen, um hinauszukommen."

„Ja, das alles sind Kindereien; hier in der Fabrik hat man erwachsen zu sein. Du bist ja gewiß erst vierzehn Jahre alt?"

„Nein, siebzehn Jahre."

„Siebzehn? Groß bist du genug, aber mager und blaß und mit einer Schulmütze."

„Ja, ja", seufzte sie zum Abschied auf der Straße, richtete mir die Mütze und streichelte mich an der Wange: „Ich glaube dir, daß du ehrlich bist, ich seh' dir's von den Augen ab."

Sie war noch jung, sah ärmlich aus und hatte ein ziemlich nettes Gesicht. Ihre zornroten Wangen wurden in der kühlen Abendluft wieder blaß...

In der Nacht fieberte ich, fuhr aus entsetzlichen Träumen schreiend auf.

„Was hast du diese Nacht gehabt?" fragte mich beim Morgengrauen die Mutter, als sie mich weckte. „Zweimal hast du aus dem Schlaf gerufen: die Jacke versteckt..."

Beim Waschen schmerzte mich der Arm, ich sah oben, fast an der Schulter, an meinem mageren und dünnen Arm, einen blauen Fleck, wo ich gekneift worden war.

Und dann begann der Tag. Ich hörte das Surr — surr — stand an den langen Tischen mit den andern, tat die fertigen Stücke in den Korb.

In einer Arbeitspause warf mir die Kameradin von gestern einen guten Blick zu, und als sie zufällig in meiner Nähe stand, flüsterte sie an meinem Ohr: „Du darfst dich nicht mit den Männern balgen, du bist kein Kind mehr; wenn man deine Jacke versteckt, mußt du sie auf andre Weise bekommen, nicht, daß du jemandem ins Zimmer folgst."

Ich nickte ihr zu. Heute fühlte ich mich nicht mehr durch das Du erniedrigt, es war ein andres, ein kameradschaftliches Du. —

Die Arbeit ging mir flott von der Hand.

Ich war nicht mehr so schüchtern, daß ich vor meiner eigenen Stimme erschrak. In den Frauen und Männern sah ich meine Arbeitskameraden, ich hatte keine Scheu vor ihnen und gewöhnte mich daran, sie geradeaus anzusehen und aus ihren Mienen zu lesen. Und das vertrieb mir jede Angst und gab mir eine gewisse Sicherheit.

So vergingen die ersten Tage und ich bekam meinen Wochenlohn.

Atemlos vor Glück rannte ich damit heim, legte den Lohn auf den Tisch, verbarg all meinen Stolz und machte meine Stimme ganz klein, leise und feierlich, wie eine Beterin, als ich sagte: „Hier ist Geld für Brot und Butter, Zucker, Kaffee und alles..."

Die Hellseherin

Von Ossip Dymow.

In eine Stadt kam, gleichsam auf ein Gastspiel, die berühmte Hellseherin, die die Vergangenheit durchschaute, Ratschläge für die Gegenwart erteilte und die Zukunft verkündete. Sie war blind und „sah" sozusagen mit einem inneren Sehvermögen. Ihre Blindheit verlieh ihrem Ruf in verstärktem Maße Bedeutung und Gewicht.

Die Sprechstunde wurde von verschiedenartigsten Menschen, namentlich von Frauen, überlaufen, die alle ihr Schicksal wissen wollten. Es lockte auch der Umstand, daß die Hälfte der Gebühr sofort nach der Seance erhoben wurde, der Rest aber erst nach dem Eintreffen der Weissagung bezahlt zu werden brauchte. Dieses Geld nahm die Sekretärin der Seherin ein — eine spitznäsige, scharfäugige Frau, die alle irdischen Geschäfte ihrer Patronin besorgte. Zu ihren Obliegenheiten gehörte es unter anderem, jene Schnitzer und Entgleisungen nach Möglichkeit zu korrigieren, die als natürliche Folge der Blindheit, sich in die Antworten der Wahrsagerin einschlichen.

Eines Tage erschien auch eine neue Klientin.

„Was möchten Sie wissen" fragte die Sekretärin.

„Mein Mann hat mich vor einem halben Jahr verlassen, und ich hätte gern erfahren, wann er wiederkommt", antwortete die Frau.

Die Sekretärin führte sie ins Nebenzimmer und wenige Minuten später kam die Besucherin mit strahlendem Gesicht zurück:

„Die Seherin hat gesagt, mein Mann käme in drei Tagen wieder. Hier sind eine Mark fünfzig, die andere Hälfte bekommen Sie, wenn die drei Tage um sind."

„Sie können die drei Mark gleich voll bezahlen", sagte die Sekretärin, eingedenk der Mission, die Fehler ihrer Vorgesetzten zu korrigieren, und so über ihrem Ruf zu wachen. „Denn es ist ein Irrtum. Ihr Mann wird nicht wiederkommen."

„Wieso denn nicht?" staunte die Frau bekümmert. „Warum soll ich Ihnen mehr glauben, als der weltberühmten Prophetin? Woher nehmen Sie überhaupt die Kühnheit, ihr zu widersprechen? Sie hat mir bestimmt gesagt, daß mein Mann zu mir zurückkehren wird...!"

„Das mag ja sein", sagte die Sekretärin. „Aber Sie müssen bedenken: sie sieht sie nicht! Ich aber sehe Sie...!"





Zur 400-Jahr-Feier der Augsburgischen Konfession

des von Melanchthon ausgearbeiteten Glaubensbekenntnisses der lutherischen Kirche, das auf dem Reichstage zu Augsburg am 25. Juni 1530 von den Protestanten vor Kaiser Karl V. verlesen wurde. (Nach alten Stichen.)

Die Schandhochzeit der schönen Juana

In den vier Wochen von Neujahr bis Mariä Lichtmeß werden im mexikanischen Hochland und die meisten großen Hochzeiten abgehalten, man heiratet bei Böllerschüssen, Flintengeknatter und unmäßig viel Pulque, dem weißlichen, schwer berauschenden Saft einer Kaktusart, man gibt tagelange Gastmähler und tanzt nächtelang — das allein wäre nichts besonderes.

Aber in diesen vier Wochen nach der Sonnenwende besteht im Lande der Kakteen noch ein anderer, höchst seltsamer und im Gegensatz zu europäischen Hochzeiten ganz komischer Brauch:

Nach der uralten Sitte der eingeborenen Zapoteken, die von der spanischen Landbevölkerung übernommen wurde, hängt der junge Ehemann, der sich bezüglich der Unschuld seiner neuvermählten Gattin getäuscht hat, am Tage nach der Hochzeit einen zerschlagenen, irdenen Krug an einer langen Stange vor das Haus. So weiß das ganze Dorf von der Schande seiner Frau und er hat sich nach mexikanischen Begriffen gerächt, was aber einem weiteren Eheglück keineswegs hinderlich ist!

Auch der unförmig dicke Gutspächter Antonio Casalero, der reichste Mann des Dorfes, trat am frühen Morgen nach seiner Hochzeitsnacht mit bösen Falten um den Mund in die Küche, musterte die Wasserkrüge und wählte den größten aus. Als er ihn von der Wand hob, kroch eine riesige Spinne über das verrußte Heiligenbild, vor dem eine Oellampe flackerte. Antonio bekreuzigte sich rasch dreimal nacheinander und sah der Spinne aufmerksam nach. Sie kroch schnell gegen die Decke hinauf, das bedeutete einen sehr bösen Tag!

Er steckte seine Pistole in den Gürtel, nahm den Krug unter den Arm, ging vor das Haus und sah nach dem Wetter. Neben ihm scharrten die Hühner unter den verwelkten Blütenzweigen, Kalas und Nelken, die man am vergangenen Abend seinem Hochzeitszug geworfen hatte. An dem alten Nußbaum vor dem Hof und in der Lianenlaube hingen noch die roten Lampions, am Horizont glühte die weißverschneite Pyramide des Patamban in der ersten Sonne, keine einzige Wolke stand um den Gipfel. Antonio nickte zufrieden, denn das gab gutes Wetter für Mais, Tabak und Chile, und gegen eine gute Ernte war der Aerger dieses Morgens ganz nebensächlich!

Er setzte seine kurzen Beine in Bewegung, schlenderte zwischen den grünen Stachelzäunen der Orgelkakteen ins Dorf hinunter, lümmelte sich schnaufend auf den einzigen Tisch vor der halbverfallenen Pulqueria und schrie nach dem Wirt. Eine zahnlose, alte India schob den Kopf aus dem zerbrochenen Fenster, verschwand, brachte einen Becher Pulque. Antonio nahm einen Schluck davon, spie das saure Getränk aus, lärmte, bis der verschlafene Wirt kam, der ihn höflich umarmte, seine Hände faßte und bei der Jungfrau von Guadelope schwor, daß die frische Pulque in einer halben Stunde bereit sei. Antonio verbeugte sich ebenso höflich und ging zum Barbier, der ihm ergeben zu seiner Vermählung gratulierte, nach dem Krug schielte, der neben Antonio stand, und von den Freuden der Ehe plauderte. Antonio zog seinen fetten Hals in die Länge, damit der Alte leichtere Arbeit habe, gab keine Antwort, bezahlte das Doppelte wie sonst und ließ seine staubigen Schuhe reinigen. Vor dem Laden wartete schon Bernardo, sein bester Freund, sah nach dem Krug, nickte und schickte einen Jungen zu Carlos, Mateo, Juan, Vicente und anderen Freunden mit der Einladung zu einem Eimer Pulque.

Mit acht Bauern und dem Mercero, der auf die Nachricht von einem Freieimer Pulque sofort seinen Laden gesperrt hatte, zog Antonio jetzt zur Pulqueria zurück und ließ den Krug füllen. Keiner seiner Gäste sprach ein Wort von seiner Frau, denn es gilt unter mexikanischen Bauern als größte Beleidigung, einem jungen Ehemann, der seiner Frau den zerschlagenen Krug vor das Haus hängt, eine Frage nach ihr zu stellen.

Aber nach dem dritten Eimer schlug Antonio plötzlich mit seinen großen Fäusten so wütend auf den Tisch, daß die Gläser hochsprangen, und schrie:

„Geronimo soll sich hüten!"

Die anderen brüllten Beifall, jeder wußte, daß Juana es schon lange vor der Hochzeit mit dem Mestizen Geronimo gehalten hatte, der wegen seines Glücks bei den Weibern in der ganzen Umgegend bekannt war.

Antonio stand schwankend mitten in dem Rudel, das ihn vereint gegen den Nebenbuhler aufhetzte und ihm zutrank, dann schrie der lange Krämer, der die schöne Juana vergebens mit seinen Anträgen verfolgt hatte:

„Und jetzt den Krug vor das Haus!"

Alle drängten zum Aufbruch und schoben Antonio aus der Pulqueria. Der Wirt führte auf einem Karren zwei Eimer mit Pulque nach, die Schar hielt vor dem Hof, Antonio versperrte das Tor, damit seine Frau nicht vor ihrer verdienten Strafe flüchte, nahm einen Stein, schlug ein Loch in den Krug und hing ihn an einer langen Stange vor das Haus.

Dann ließ er für seine Gäste von der Magd Hühner und Schweinefleisch braten, den ganzen Vormittag erscholl aus der Küche das Klatschen des Teiges der Maiskuchen, jeder neue Gast umarmte Antonio, wies lachend auf den Krug, aß Tortillas und trank Pulque. Nachmittag saßen fast alle Männer des Dorfes betrunken vor dem Haus, schrien ihre Spottlieder auf Juana und Geronimo und bogen sich vor Lachen über eine Rede, die der Mercero auf die Tugend der Frauen hielt, am Abend brannten frische Lichter in den roten Lampions der Hochzeitsnacht, in der ganzen Gegend war kein Tropfen Pulque mehr aufzutreiben, man holte ein Faß Zuckerrohrschnaps aus dem Keller und sang mit den Fröschen, die rings in den Gräben wie tausend Trommeln rollten, um die Wette, während der arme Antonio lang ausgestreckt in der Lianenlaube schnarchte.

Plötzlich knallten Schüsse im Halbkreis um den Hof.

Zwischen den Büschen tauchten Geronimo und die Brüder Joanas auf, feuerten ihre Pistolen in die Luft, sprangen mit Knütteln unter die Betrunkenen, jagten sie auf die Straße und warfen sie in die stachlichen Zäune, verprügelten den wimmernden Antonio und verschwanden wieder in den Feldern.

Als der Hof leer war, öffnete die schöne Juana die Türe, schleppte mit der Magd ihren Gatten in das Zimmer, wo er trotz der Schläge in seiner Trunkenheit sofort weiterschlief, dann goß sie Oel in die Ampel vor dem Heiligenbild, sah im „El correo del centro" nach, ob ihr Los gezogen wurde, packte ein Huhn und Tortillas in ein Tuch, füllte eine Flasche mit Zuckerrohrschnaps, löschte die Lampions im Hof, holte den Krug von der Stange herunter und zerschlug ihn in Scherben, und lief dann durch die Maisfelder und Weingärten zu dem Häuschen Geronimos. — — —

Und nach dem wüsten Lärm, Schießen und Geschrei war jetzt in der schwülen Nacht nur noch das Rollen der Frösche und das Schnarchen des armen Antonio zu hören.

Volkmar Iro.

Kleine Dalles-Geschichten

Courteline erhielt eines Tages von dem Gerichtsvollzieher seines Bezirkes folgenden Brief:

„Monsieur! Ich habe vom Tierarzt X. den Auftrag, bei Ihnen 15 Franken für eine Visite bei Ihrem kranken Hund einzuziehen. Ich ersuche Sie höflichst, mir diesen Betrag innerhalb 48 Stunden zukommen zu lassen, widrigenfalls ich gegen Sie vorgehen müßte.

Genehmigen Sie..."

Courteline erwiderte umgehend:

„Verehrtester! In Beantwortung Ihres Geschätzten überreiche ich Ihnen anbei einen Scheck über den verlangten Betrag. Ich ersuche Sie höflichst, mir sofort eine Empfangsbestätigung zukommen zu lassen, widrigenfalls ich Sie wegen Betrugs verklagen müßte.

Besten Gruß..."

Rechnungsjahr 1930/31, Erhöhung des Wasser- und elktrischen Lichtpreises, Bewilligung von Nachtragskrediten für das städtische Pfandleihamt und für das städtische Krankenhaus, sowie für die Renovierung der städtischen Gebäude, Bericht über die Wirtschaftslage im Jahre 1929, Erhöhung der Entschädigungen für die Schulärzte, Genehmigung eines Projektes betreffend Legung der Breitspur-Straßenbahn, Verpachtung der Reklamesäulen und 25 neuer Standplätze, Ankauf von Baugelände und Wohnhäusern, Herausgabe eines Reglements für Offertenausschreibungen, Wahl von Bezirksvorstehern.

Die Sitzung des Vorberatungsausschusses findet am Montag, den 10. Februar, nachmittags 18 Uhr, im Magistratssitzungszimmer 108 im Rathause statt.

Belegschaftsversammlung. Am Sonntag, den 9. Febr., vormittags 9 Uhr, findet im großen Saale des Volkshauses an der ulica 3-go Maja 6 eine Belegschaftsversammlung der Werkstättenbetriebe, Brückenbau, Weichen-, Räder-, Sensenfabrik, Preßwerk, Federnschmiede und Waggonfabrik statt. Einlaß wird nur gegen Vorzeigung der Werksausweise gewährt.

Auszahlung der Kurzarbeiterunterstützung. Am Montag, den 10. Febr. wird im Meldeamt der Werkstättenverwaltung an der ulica Bytomska 20, in der Zeit von 9 bis 15 Uhr nachm., an die Kurzarbeiter der Werkstättenbetriebe die Kurzarbeiterunterstützung zur Auszahlung gebracht. Zwecks Legitimierung sind Ausweise (Verkehrskarte, Militärpaß) mitzubringen und bei der Auszahlung vorzulegen.

Wer kann Auskunft geben? Am 23. Januar hat sich der 25jährige Hüttenarbeiter Kurt Kutscha, von der ulica Mickiewicza 27, aus der Wohnung entfernt und ist bis heute noch nicht zurückgekehrt. Da der Vermißte an Krämpfen leidet, so ist es nicht ausgeschlossen, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. K. trug eine dunkelblaue Hose, schwarzes Jacket und eine karierte Jockeymütze, einen gelben Schal mit [illegible]uen Streifen, schwarze Schnürschuhe und hatte eine Invalidenkarte bei sich. Zweckdienliche Angaben sind an die Polizei oder an obige Adresse zu richten.

Siemianowitz

Bytkow. In dem Artikel: „Was sagt die Eisenbahndirektion dazu?", welcher vor zwei Tagen erschien und in welchem die Mißstände der Eisenbahn kritisiert wurden, scheint doch seinen Zweck verfehlt zu haben. Zum Beispiel fuhr der 8,33 Uhr Personenzug gestern mit so einer Geschwindigkeit ein, daß er noch weit hinter dem Bahnhof zum Stehen gelangte. Natürlich werden dann gegen die Eisenbahner die größten Schimpfwörter benutzt, worüber diese sich dann schließlich nicht zu beschweren haben.

Myslowitz

Den Sanatoren waren die Trauben zu hauer.

Die Sanacja hat in Myslowitz viel Lärm wegen der Schaffung der „Einheitsfront" für die Kommunalwahlen geschlagen. Große Konferenzen, an welchen sich alle Parteien beteiligten, wurden einberufen und abgehalten, und man sprach von einer „Einheitsfront" von Ficowski bis zu Lipowicz. Plötzlich ist man kleinlaut geworden und spricht nicht mehr über die Einheitsfront. Die Sanacja ist lediglich auf sich angewiesen, denn selbst die Biniszkiewiczianer gehen selbständig vor. Die Letzteren wollten zwar mit der Sanacja zusammengehen, aber man hat in dem letzten Moment entdeckt, daß bei einem Zusammenschluß die PPS. an Stimmen gewinnen könnte. Für einen Ficowski wird kein Arbeiter seine Stimme geben, selbst wenn er gemeinsam mit den Biniszkiewiczianern vorgehen sollte, und so entschloß man sich eine besondere Liste der „Frakcja Rewolucyjna" aufzustellen. Sie heißt auch PPS., und da lassen sich die Arbeiter irreführen und fallen auf den Trick herein.

Die ersten „Erfolge" hat die Myslowitzer Sanacja bereits erzielt. Sie hat auch ihre Kandidatenliste für die Wahlbeschwerdekommissionen im Magistrat eingereicht. Was man in Myslowitz über die Sanacja denkt, das hat sich in der letzten Sitzung der Stadtverordnetenversammlung gezeigt. Nicht eine einzige Stimme erhob sich, als der Stadtverordnetenvorsteher die Sanacjaliste zur Abstimmung brachte. So erging es nicht nur den echten Sanatoren, sondern auch den Biniszkiewiczianern, den etwas rot gefärbten Sanatoren, denn auch ihre Liste erhielt keine Stimme. Es ist nur zu wünschen, daß sie auch am 30. März einen zweiten solchen Erfolg erzielen. Sie rechnen aber auf die Stadtbeamten, die Lehrer, die Post- und Zollbeamten u. a. Beamtenkategorien. Die Arbeiter haben über die Sanacja ihre Meinung und werden für ihre Listen, gleichgültig, ob sie mehr oder weniger rot gefärbt sind, nicht stimmen.

Wohnungseinbruch. Gestern nachts drang ein gewisser Achtelik aus Myslowitz, mittels Nachschlüssels, in die Wohnung des Pallasch, Sandstraße, ein und entwendete dort Herrengarderobe im Werte von 200 Zloty. Der Täter wurde kurze Zeit darauf von der Myslowitzer Polizei festgenommen. Bei dem Einbrecher fand man eine Menge Einbruchswerkzeuge vor, die beschlagnahmt wurden. Achtelik wurde ins Polizeigefängnis in Myslowitz eingeliefert. h.

Kupferdrahtdiebstahl auf Marienschacht. Vor einigen Tagen wurde auf Marienschacht bei Stawiska-Myslowitz, Kupferdraht im Werte von mehreren 100 Zloty gestohlen. In Verbindung damit hat die Myslowitzer Polizei eine verdächtige Person verhaftet und gestern dem Polizeigefängnis übermttelt. —h.

Spiel und Sport

Auftakt zur Arbeiterolympiade.

Sieben große internationale Sportfeste 1930.

Die von den Verbänden der Sozialistischen Arbeitersport-internationale in diesem Jahre vorgesehenen großen Veranstaltungen gelten bereits als Vorbereitung und Auftakt zur zweiten Arbeiterolympiade in Wien. Den Reigen der internationalen Feste eröffnen die Oesterreicher am 8. und 9. Februar mit den Askömeisterschaften im Wintersport in Mürzzuschlag. Das nächste große Meeting ist das der ungarischen Arbeitersportler am 31. Mai und 1. Juni in Budapest, das starke internationale Beteiligung aufweisen wird. Das Schweizer Verbandsturn-Sportfest ist für Ende Juni nach Aarau angekündigt worden. Hauptfesttag soll der der 29. Juni sein. Bei dieser Veranstaltung werden alle Arten der Leibesübung zur Geltung kommen. Der Tschechoslowakische Arbeiterturnverband bereitet für die Zeit vom 26. bis 29. Juni ein Turn- und Sportfest in Prag vor, das hauptsächlich der Jugend gewidmet ist. Große Vorbereitungen trifft auch der deutsch-bömische Arbeiterturn- und Sportverband für sein zweites Verbandsfest vom 4. bis 6. Juli in Aussig.

Eine der größten internationalen Veranstaltungen des Jahres wird das sechste Sportfest des Sport- und Schutzbundes Lettlands sein, das vom 30. Juli bis 3. August in Riga abgehalten wird. Die Verbände der Internationale werden bei diesem Meeting besonders stark vertreten sein. Unter dem Titel: Vorbereitungsveranstaltung für das Olympia, hält der belgische Arbeitersportverband vom 14. bis 18. August in Lüttich ein Massensportfest ab, das ein großartiges Ereignis zu werden verspricht. Die belgischen Genossen haben bereits im vorigen Jahre mit den Vorbereitungen begonnen. Im Zeichen des Olympia werden außer den angeführten Verbandsveranstaltungen noch zahlreiche bedeutende internationale Treffen auf den verschiedenen Sportgebieten durchgeführt werden.

Sport am Sonntag.

Der kommende Sonntag bringt im Fußball keine großen Sensationen. Auch haben wohl viele Vereine wegen der voraussichtlich schlechten Platzverhältnisse keine Spiele abgeschlossen. In Kattowitz selbst kann, als größtes sportliches Ereignis, das Handballspiel zwischen den Freien Turnern und Vorwärts Kattowitz bezeichnen.

„Freie Turner" Kattowitz — „Vorwärts" Kattowitz.

Mit größter Spannung wird das Treffen der zwei großen Rivalen im Handball von Kattowitz erwartet. Wer als Sieger hervorgehen wird, ob die Arbeitersportler oder die aus dem bürgerlichen Lager, ist noch eine Frage. Im letzten Spiel mußten die „Freien Turner" eine knappe Niederlage hinnehmen, so daß sie sich wohl jetzt die größte Mühe geben werden, um diese Niederlage wieder wettzumachen. Von „Vorwärts" kann man sagen, daß sich die Mannschaft augenblicklich in sehr guter Form befindet, und was man von den Freien Turnern nicht sagen kann, da die Mannschaft eine Schwächeperiode durchzumachen hat und für etliche Spieler Ersatz einstellen müssen wird. Doch ist zu erwarten, daß die „Freien Turner" ein ganz großes Spiel liefern werden.

Das Spiel steigt um 2.30 Uhr auf dem 1. F. C.-Platz. Für Gönner und Interessenten des schönen Handballsports verspricht dieses Spiel eine Delikatesse zu werden. Vorher spielen die zweiten Mannschaften.

Fußball.

07 Laurahütte — 1. F. C. Kattowitz.

Zum Retourspiel weilt der 1. F. C. in Laurahütte, wo es ihm bestimmt nicht leicht gemacht werden wird, wiederum einen Sieg zu erringen. Auf eigenem Platz ist 07 Laurahütte nicht zu unterschätzen und wird den Kattowitzern, die scheinbar aus ihrer Schwächepriode schon heraus sind, einen Sieg nicht allzu leicht machen. Jedenfalls ist ein interessantes Spiel zu erwarten, welches um 3 Uhr nachmittags im Bienhofpark in Laurahütte stattfindet. Vorher spielen die Reserven obiger Vereine.

06 Myslowitz — Polizei Kattowitz.

Die 06er haben für Sonntag, nachmittags 3 Uhr, die Kattowitzer Polizisten nach Myslowitz verpflichtet und werden sich anstrengen müssen, um gegen die spielstarken Gäste gut abzuschneiden. Vorher finden interessante Jugendspiele statt.

1. K. S. Tarnowitz — Sportfreunde Königshütte.

Die Königshütter Sportfreunde werden in Tarnowitz ein ganz großes Spiel liefern müssen, um gegen die auf eigenem Platze nicht zu unterschätzenden Tarnowitzer einen Sieg herauszuholen. Spielbeginn um 3 Uhr nachmittags, 1. K. S.-Platz in Tarnowitz. Vorher Spiele der unteren Mannschaften.

Naprzod Lipine — Slavia Ruda.

Der oberschlesische Meister hat die Slavia-Ruda zu Gast und wird sich wohl nicht besonders anstrengen müssen, um einen Sieg zu erringen. Doch ist zu erwarten, daß sich Naprzod zu einem besseren Spiel aufrafft und so nicht ein Spiel, wie am vergangenen Sonntag, liefert, denn kein Gegner ist zu unterschätzen. Spielbeginn 3 Uhr.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Bismarckhütte. (Gemeindevertretersitzung.) Am Montag, den 10. Februar, nachm. 5 Uhr, findet im Rathaus, großer Saal, die 2. Sitzung der Gemeindevertretung statt. Die Tagesordnung ist ziemlich reichhaltig, sie umfaßt 9 Punkte. Extra vermerkt ist, daß auch für die nicht anwesenden Gemeindevertreter die Beschlüsse der Sitzung bindend sind. Die einzelnen Punkte der Tagesordnung sind: 1. Neuigkeiten. 2. Nachträgliche Bewilligung der für den Bau des an der Schule 4 gelegenen Sportplatzes benötigten Gelder. 3. Beschlußfassung über den Bericht der Gemeinde auf den Rest unter 1 Zloty bei der staatlichen Einkommensteuer. 4. Festsetzung einer Entschädigungssumme für die Schulärzte. 5. Neue Namensfestsetzung der ul. Dyrekcyjna und Dombrowskiego. 6. Wahl der Verwaltungskommission für die mechanische Bäckerei. 6 a) Ankauf eines Grundstückes gegenüber der Gasanstalt. 7. Dienstangelegenheiten. 8. Zusammensetzung des Budgets für das Jahr 1930/31. 9. Anträge und Verschiedenes.

Lipine. (Von einer Straßenbahn angefahren.) Die 13jährige Klara Rusin wurde auf der ulica Bytomska von einer Straßenbahn angefahren und an den Händen und dem Kopf verletzt. Es erfolgte eine Durchführung in das Spital. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Feststellungen soll die Verunglückte die Schuld an dem Unfall tragen, welche es an der notwendigen Vorsicht fehlen ließ. r.

Vom Baume des Bösen

Von Marcel Berger.

Autorische Uebersetzung von Hans Adler.

46)

Ich atmete auf:

„Was für ein gräßlicher Scherz also . . ."

„Ja . . . Ein Scherz. Das war meine Absicht. Und alles soll sich in einem befreienden Lachen lösen. Denn du mußt wissen, daß ich die zwei Wochen, die mir angeblich noch geschenkt sind, nicht mehr zu Ende leben werde . . . Wenn ich mich dann hier niederlege, ist es zum letzten Male . . ., das fühle ich. Eine hübsche Idee; sie alle ein wenig Todesangst verkosten zu lassen . . . Nicht? Alle diese Männer und Frauen, die sich über den Tod anderer so kühl hinwegzusetzen wissen . . . ohne Mitleid, ohne Bedauern. Was glaubst du, werden sie tun, was werden sie sagen, wie werden sie sich benehmen, wenn sie spüren, daß es ihnen selbst an den Kragen geht . . .?"

Wieder faßte mich eine wilde Beklemmung, ein schrecklicher Zweifel:

„Ja oder nein? War deine Chartreuse vergiftet . . .?"

Er grinste einfältig:

„Meine Chartreuse . . . hatte sie nicht den Geschmack feinster Chartreuse?"

„Ja, gewiß . . . aber . . ."

Er weidete sich an meinem Fieber, spielte mit meiner Furcht Und plötzlich richtete er sich auf:

„Warte einen Moment; ich will dir etwas zeigen!"

Wie gebannt blieb ich sitzen. Hätte ich weglaufen sollen, den Arzt verständigen? Welche Gewißheit hatte ich? Mein Herz schlug zum Zerspringen.

Ganz ohne sich zu beeilen schritt Philipp an die geschnitzte alte Truhe, die er aus dem Schlosse Pierrefitte mitgebracht hatte und die mir gleich bei meinem ersten Besuch am Nachmittag aufgefallen war. Er zog sie aus der Ecke und öffnete sie. Senkte nachlässig wühlend eine Hand in ihre Tiefe und zog langsam ein baumelndes Menschenhaupt hervor . . .

Ich sprang auf.

„Hast du Hamelin gekannt?" fragte er leise.

Meine Augen umflorten sich. Hamelin war einer unserer liebsten Schulkameraden gewesen, ein Jugendfreund. Ein blonder Junge, mit sanften, unschuldigen Zügen. Ihn und La Tour-Aymon hatte schon am Gymnasium eine schwärmerische, fast leidenschaftliche, ideale Knabenfreundschaft verbunden. Wie oft hatten wir zusammen unsere Ferien in Savoyen verbracht! Philipp und er waren unzertrennlich geblieben, und ich wußte, daß sie im Jahre 1914 im selben Regiment eingerückt waren. Ich hatte gehört, daß er gefallen war . . .

Es war mir unmöglich, meine Blicke von diesem Kopf abzuwenden, den mein Freund mit abgemagerten Fingern an einem Schopf aschblonder Haare emporhielt. Ein Zweifel war nicht möglich. Trotz der vertrockneten, halb mumifizierten Haut, die an manchen Stellen in Fetzen abfiel, trotz der schwarzen Höhlen an Stelle der Augen waren die Züge Hamelins an einem Hauch ihrer einstigen Schönheit zu erkennen.

„Wo . . . hast du . . . das . . . her?" stammelte ich.

Er senkte die Lider:

„Vor zwei Jahren, bevor ich nach Leysin ging, erhielt ich die Erlaubnis, nach Neuville-Saint-Vaast zurückzukehren. Unsere Schützengräben vom Winter 16 waren geräumt . . . Ich wußte wo Paul gefallen war, erinnerte mich genau der Stelle, wo ich und Huvey, der seither auch fiel, ihn begraben hatten . . . Oh sein edler Kopf, sein liebes Gesicht . . ."

Er schwang die abscheulichen Reste hin und her und seine Stimme klang gerührt.

„Ich brauchte ihn nur abzupflücken . . . den Kopf; so locker saß er . . . nach der schrecklichen Verwundung am Halse. Ich habe ihn gereinigt, einbalsamiert . . ."

Der Geruch, den das Leichenhaupt ausströmte, strafte diese Versicherung Lügen.

„Er ist in meinem Gepäck mit mir gereist. Ich hatte Glück . . ., die Zollbeamten sind mir nicht daraufgekommen. Seither habe ich mich von dieser Reliquie nie mehr getrennt . . . Kein Abend vergeht, an dem ich ihn nicht um Rat frage . . ."

Andächtig näherte er seine Lippen der Stirn, deren verwesende Haut schlaff und faltig um die Schädeldecke hing.

„Philipp!"

„Was?" sagte er und rückte mir näher. „Dich ekelt vor ihm?"

Die Pupillen seiner weit aufgerissenen Augen umgab ein milchiger Hof:

„Und morgen wird dich ebenso vor mir ekeln? Und vor ihr, von deren Küssen du heute träumst? Ach, mich nicht! Wenn ich am Leben bliebe, würde ich auch ihren Kopf aufbewahren . . . Denn der Tod wird sie wieder unschuldig werden lassen. Tot wird sie niemals altern . . ."

Der schauerliche Gegenstand schwankte in seiner ausgestreckten Hand. Von Entsetzen geschüttelt suchte ich an die Türe zu gelangen. Er bemerkte meine Absicht und rief:

„Wohin?"

Schon hatte ich einen Riegel zurückgerissen. Er stürzte sich auf mich, und wir begannen stumm zu ringen. Er war rasend und jeder Versuch, ihm gütlich zuzusprechen, wäre vergeblich gewesen. Schäumend stieß er Worte ohne Zusammenhang hervor:

„Alle! Alle! Bald . . . alle so! Alle haben getrunken . . . Keiner entgeht der Strafe . . . Keiner erlebt den Morgen . . .!"

Der scharfe Fäulnisgeruch und die wiederholte Berührung von Hamelins widerlichem Kopfe ließen mich jede Mäßigung vergessen. Durch einen Stoß brachte ich meinen schwächlichen Gegner aus dem Gleichgewichte . . . Meine Kräfte hatten sich verdoppelt und konzentrierten sich in dem Wunsche, zu Pythius zu gelangen und ihm mitteilen zu können, daß seine Befürchtungen gerechtfertigt waren . . . Als ich durch die endlich gewonnene Türe hinaus stürzte, hörte ich gellendes Geschrei, das sich am anderen Ende der Galerie erhob.

18.

Ich stürmte in der Richtung vorwärts, aus der das Geschrei — klagend wie der Todesschrei eines Weibes, das ermordet wird — ertönte. An der Schwelle eines offenen Türe stand Hourloubeyre in Hemdärmeln, die Hosenträger verlierend. Er wankte auf mich zu:

„Meine Frau!"

„Was fehlt ihr?"

„Ich weiß es nicht. Kommen Sie herein . . ."

Ich folgte ihm in das Zimmer. Frau Hourloubeyre schien von der Krankheit bei der Toilette befallen worden zu sein. Im Unterrock, die halb eingedrehten Locken in die Stirne hängend, wand sie sich auf ihrem Bett und stieß ein jämmerliches Geheul aus. Es war ein lächerlicher und ergreifender Anblick, wie diese unglückselige dicke Person in hilfloser Schamlosigkeit ihre Unterwäsche preisgab und sich den Leib hielt.

Den Arzt! Um Himmels Willen, den Arzt", flehte Hourloubeyre.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Arbeiterklasse und die wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart

Von S. Gorny, z. Zt. Akademie der Arbeit Frankfurt a. M.

Das letzte Jahrzehnt hat mit kürzeren Unterbrechungen günstiger Situationen die deutsche Arbeiterklasse aus der Offensivstellung in den Abwehrkampf zurückgedrängt. Für diesen Stellungswechsel waren zwei Faktoren entscheidend, nämlich die Auswirkungen der Reparationslasten und auch die ökonomischen Konjunktur-Schwankungen, die in den einzelnen Wirtschaftszweigen wiederholte Krisen hervorriefen.

Durch die Aufbürdung der Reparationen wurde der Reichshaushalt außerordentlich stark belastet, weshalb die Frage der Aufteilung dieser Lasten auf die einzelnen Volksschichten eine innerpolitische Auseinandersetzung notwendig machte. Und weil die Kriegslasten nur tragbar waren, wenn wir überhaupt von dieser Möglichkeit sprechen wollen, bei einer normalen, bezw. günstigen Funktion der deutschen Wirtschaft, hatten es die besitzenden Schichten nicht schwer, in dieser Auseinandersetzung nachzuweisen, daß der Privatbesitz geschont, ja, darüber hinaus noch subventioniert werden müsse, wenn überhaupt die Verpflichtungen erfüllt werden sollen. In dieser Auseinandersetzung ist die deutsche Arbeiterklasse, die auch die Besitzenden zu einer stärkeren Tragung dieser Lasten heranziehen wollte, der bürgerlichen und kapitalistischen Mehrheit in Parlament und Regierung unterlegen und die Folge davon war, daß dadurch nicht nur die Lohn-, sondern auch die Sozialpolitik sehr ungünstig beeinflußt wurden. Abgesehen von einigen kleinen Verlusten hat jedoch die organisierte Arbeiterschaft in ihrem erbitterten Abwehrkampf vermocht, dem Ansturm der Reaktion standzuhalten und die errungenen wesentlichen Positionen zu behaupten.

Der zweite entscheidende Faktor, mit dem wir hier zu tun haben, sind die ständigen wirtschaftlichen Krisen. Jeder ökonomische Zustand kennt in seinen Bewegungen so etwas, wie gesetzmäßige Prinzipien. Die kapitalistische Wirtschaftsweise wird u. a. bestimmt durch das Gesetz der konjunkturellen Schwankungen, d. h. mit anderen Worten, daß dieses System dem dauernden Wechsel von Konjunktur- und Krisenzeiten unterworfen ist. Solange das kapitalistische Wirtschaftssystem existiert, konnten wir seine allerdings längeren günstigen Perioden und auch die Krisenzeiten beobachten. Dieses letzte Kriterium der kapitalistischen Wirtschaftsweise wiederholte sich allerdings nach längeren Zeitabschnitten einer guten Prosperität, während wir heute in kürzeren Zeiträumen es mit solchen Erscheinungen zu tun haben. Das findet seine Erklärung darin, daß trotz einer ausgedehnten Kartellierung der Unternehmungen, die diese ungünstigen Erscheinungen eigentlich abschwächen sollte, die fortschreitende Verflechtung der Volkswirtschaft auf internationaler Basis, welche bereits die Gründung internationaler Kartelle zur Folge hatte, nach dem Kriege starke ökonomische und technische Umwälzungsprozesse verursacht hat und immer noch verursacht.

Ein weiterer Grund ist darin zu erblicken, daß der zur Umgestaltung der Produktion notwendige verstärkte Kapitalsbedarf trotz wachsender inneren Kapitalsbildung, die 1927/28 sogar die Vorkriegshöhe erreicht hat, nicht mehr gedeckt werden konnte. Man hat deshalb nach dem Auslandskapital gegriffen und durch diesen Kapitalzufluß den Aufbau der deutschen Wirtschaft ermöglicht. Aus innen- und außenpolitischen Gründen hat sich dieser Zustrom fremden Kapitals verringert, worauf die Unterbrechung des Aufstiegsprozesses im Jahre 1929 zurückzuführen ist. Den jährlichen Kapitalbedarf der deutschen Wirtschaft beziffert man auf 12 Milliarden Mark, wovon durch die innere Kapitalbildung nur etwa 7—8 Milliarden Mark aufzubringen möglich sind und deshalb 4—5 Milliarden aus dem Auslande herbeigeschafft werden müssen.

Die gegenwärtige, wirtschaftliche Depression wirkt sich außerordentlich ungünstig auf dem Arbeitsmarkt aus, denn das Heer der Arbeitslosen, welches immer noch steigt und heute schon auf etwa 2 Millionen geschätzt wird, drückt kollossal auf den Arbeitslohn, so daß Arbeitskämpfe eine unausbleibliche Folge sein dürften. Wenn auch die Aussichten für die Arbeiterschaft nicht allzu rosig sind, so darf diese Klarheit der Erkenntnis absolut nicht entmutigend wirken, sondern sie muß zur Sammlung der Kräfte zum entschiedenen Abwehrkampf führen. Der Leiter der „Forschungsstelle für Wirtschaftspolitik" des A. D. G. B. Genosse Naphtali-Berlin spricht sich darüber in folgender Weise aus:

„Der hoffnungslose Pessimismus ist eine Spezialität des deutschen Unternehmertums. Die übertriebene Schwarzmalerei der Arbeitgeber ist von politischen Gründen mitbestimmt. Aber trotz aller Nöte des Augenblicks hat die deutsche Wirtschaft seit 1924 eine Periode des Aufbaus und der Erholung hinter sich. Das zeigt sich überall außerhalb des Arbeitsmarkts. Wir haben einen dauernden Aufstieg der Produktions- und Umsatzmengen sowie eine außerordentlich starke Entwicklung des Außenhandels und auch der Binnenmarkt zeigt dieselben steigenden Tendenzen. Die Ausfuhr ist in den letzten 5 Jahren um 50 Prozent gestiegen. Wir haben der Menge nach das Vorkriegsniveau erreicht. Es ist also ein demagogischer Schwindel, wenn die Industrie im Kampf gegen die sozialen Einrichtungen und gegen Lohnerhöhungen behauptet, sie sei am Weltmarkt konkurrenzunfähig. Man kann hoffen, daß sich die Aufstiegsperioden — mit den üblichen konjunkturellen Schwankungen — fortsetzen werden."

Trotzdem dürften die Unternehmer die gegenwärtige Wirtschaftskrise dazu ausnützen, um die Löhne zu senken, weshalb die Arbeiterschaft schon den kommenden Lohnkämpfen gerüstet entgegensieht.

Der Kampf des Privatkapitals richtet sich auch gegen die ersten Ansätze der Gemeinwirtschaft, gegen die Kommunal-Betriebe. Ganz offen wird schon die Parole ausgegeben, die öffentliche Wirtschaft zu beseitigen und an deren Stelle Privatkapital zu setzen. Die zweifellos für die Oeffentlichkeit bisher segensreich wirkenden Kommunal-Betriebe sollen also nach dem Wunsch dieser Herrschaften nicht mehr dem Gemeinwohl, sondern den privaten Kapital-Interessen dienen. Die Unternehmer sehen in der öffentlichen Wirtschaft eine Gefahr für ihren „heiligsten" Privatbesitz, weshalb dieser Kampf auf der ganzen Linie geführt wird. In diesem Bestreben finden sie in dem Finanz-Diktator Schacht einen treuen und einflußreichen Bundesgenossen, der sich in seinem buchstäblichen Größenwahn sogar die Anmaßung erlaubte, der öffentlichen Wirtschaft die notwendigen Auslandsanleihen zu sperren. Weil der Kapitalmarkt insbesondere in den Vereinigten Staaten ein übermäßiges Angebot aufweist, ist auch dort Kapital zu einem relativ günstigen Zinsfuß zu erlangen, während der beschränkte Kapitalmarkt in Deutschland ein Steigen der Zinssätze verursacht. Der öffentlichen Wirtschaft gestattet man gnädig ihren Kapitalbedarf im Inland zu einem hohen Zinsfuß — weil auch kurzfristig — zu decken, wodurch ihrer normalen Funktion Schwierigkeiten bereitet werden und man damit auch den Haushalt der Kommunen belastete. Wiederum natürlich zu Ungunsten der breiten Schichten der Bevölkerung, denn die Erfahrung lehrte, daß in solchen Fällen immer nur Abstriche an dem Sozial-Etat der Gemeinden vorgenommen wurden.

Die deutsche Arbeiterklasse tritt entschieden diesen Bestrebungen entgegen und setzt sich außerordentlich für die Beseitigung dieser Anleihesperre ein, um dadurch eine großzügige Arbeitsbeschaffung und eine Verringerung der Arbeitslosigkeit zu ermöglichen.

Die deutsche Volkspartei fordert ferner die Sanierung des Reichshaushalts auf Kosten der Sozial-Versicherung und zwar wird ein Vorstoß gegen den Umfang der Versicherungsleistungen unternommen. Alle diese Angriffe dürften schon in der nächsten Zeit einen scharfen Interessenkampf zur Folge haben, in welchem die deutsche Arbeiterschaft ihre Positionen, die Aufrechterhaltung des Sozialetats, der Arbeitslosen-Versicherung und der Wohlfahrtsausgaben vermöge ihrer organisatorischen Kraft verteidigen und letzten Endes — wie wir es hoffen — auch weiterhin behaupten wird. —

Die Diplomatin

Kümmerliches Ergebnis eines Rundblicks

Für die in weiten Kreisen des Bürgertums angestrebte Behauptung der männlichen Vorherrschaft ist es außerordentlich bezeichnend, daß der Frau auch heute noch Berufe vorenthalten werden, für die sie gerade nach der traditionellen Auffassung von weiblicher Art besonders befähigt sein müßte. Es nützt z. B. der Frau gar nichts, daß man in Zeiten, wo dies keine sachlichen und politischen Konsequenzen hatte, „Eva" als die „geborene „Diplomatin" pries und in menschlichen, familiären, inoffiziell auch in hochpolitischen Angelegenheiten sich nur zu gern ihrer diplomatischen Fähigkeiten bediente. Gerade was den letzten Punkt anbetrifft, so beweisen die souveränen Höfe des galanten Zeitalters und die Regierungszeiten der wenigen, aber meist hervorragenden Herrscherinnen, die Europa erlebt hat, indirekt und direkt die diplomatische Befähigung der Frau.

In der Deutschen Republik gibt es noch keine Frau in der diplomatischen und Konsularlaufbahn. Als sich vor einiger Zeit eine Bewerberin mit vorzüglichen Zeugnissen und Beglaubigungen zur Aufnahme in den auswärtigen Dienst meldete, wurde ihr eröffnet, daß man im Auswärtigen Amt keine Stellung für Frauen hätte, „die offenbar mehr eine selbständige Stelle anstreben und weniger als Stenotypistinnen geeignet erscheinen". Noch schlimmer sieht es in England aus, wo seit 1919 ein Gesetz besteht, das die Anstellung von Frausn als Rat des Königs, als Geistliche der Staatskirche, als Militärperson und als Diplomaten und Konsuln ausschließt. Hier wäre es Aufgabe der so viel Verständnis für die Frauenfrage beweisenden Arbeiterregierung, auch diesen unzeitgemäßen Zopf abzuschneiden. Norwegen hat sich 1912 ein ähnliches Gesetz gegen den Vormarsch der Frau geschaffen, und auch in Italien, wo unter dem Diktator ja nicht die mindesten Aussichten für weibliches Beamtentum bestehen, ist außerdem die Diplomatin noch gesetzlich verboten.



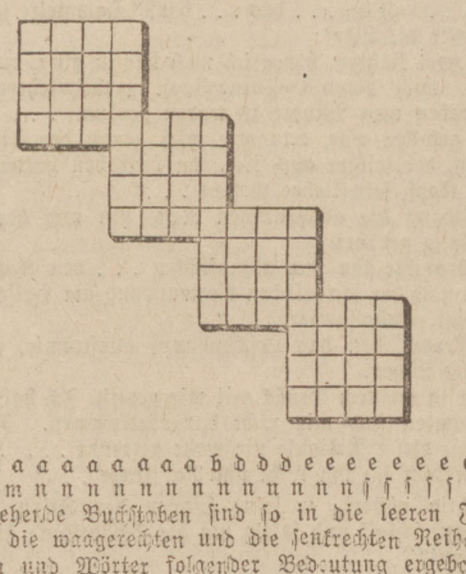
Attentat auf den Präsidenten von Mexiko
Auf den neuen mexikanischen Präsidenten, General Ortiz Rubio, wurden unmittelbar nach seiner Amtsübernahme durch einen Studenten sechs Revolverschüsse abgegeben, die den Präsidenten am Kinn verwundeten und seine Gattin (neben ihm) und seine kleine Nichte Ofelia streiften.

Rühmliche Ausnahmen sind allein die Vereinigten Staaten, Rußland, die Tschechoslowakei, Finnland und Bulgarien. Die USA. haben zwei Vizekonsulinnen, und zwar eine in Amsterdam und eine in Valparaiso. Außerdem war noch eine Dame als Legationssekretärin in Bern und Panama tätig, die jedoch infolge ihrer Verheiratung aus dem Dienst ausschied. Als einzige weibliche Gesandte kennt die Welt Frau Alexandra Kollontay, die zuerst in Oslo war und jetzt in Mexiko die Interessen der Sowjetunion vertritt. Finnland hat zwei weibliche Beamte im auswärtigen Dienst, und zwar eine in Rom und eine in Bern. Die Tschechoslowakei hat kürzlich eine Beamtin in das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten berufen. Bulgarien hatte es bereits 1921/22 auf eine Gesandtschaftssekretärin in Washington gebracht, während eine andere Beamtin seit Jahren Mitglied des italienisch-bulgarischen Schiedsgerichtshofes in Rom ist.

Das Ergebnis dieses Rundblicks ist kümmerlich genug. Umso berechtigter ist die Forderung, in diesem Punkte Wandel zu schaffen. Die Aufgabe und Stellung der Diplomatin hat sich im Laufe der letzten Jahre stark verändert. Die großen politischen Aktionen werden von den Ministern und Ministerpräsidenten selbst im Rahmen des Völkerbundes durchgeführt, während in den Zwischenzeiten das technisch hochentwickelte Nachrichtenwesen einen dauernden Kontakt zwischen dem Diplomaten und seinem Auswärtigen Amt, d. h. also eine nie vorher dagewesene Unselbständigkeit und Bindung an die Instruktionen seines Außenministers ermöglicht. Dafür hat sich der Tätigkeitskreis des Diplomaten und auch des Konsuls nach anderer Seite hin ungeheuer erweitert. In dem Maße, wie nicht nur die Regierenden oder Könige, sondern das Volk selbst der politisch ausschlaggebende Faktor werden, wachsen die Anforderungen an das soziale Verständnis, die sozialpolitischen Kenntnisse und das Einfühlungsvermögen in fremde Volksart beim Auslandsvertreter. Auch die großen sozialpolitischen Aufgaben gegenüber den notleidenden Angehörigen des eigenen Volkes im Ausland, unter denen ein großer Teil Frauen und Kinder sind, ferner die Fragen des Auswandererwesens und der Auslandsschulen fallen in dieses Gebiet. Wer wollte leugnen, daß fachlich geschulte Frauen hierfür ganz besonders geeignet sind! Als bedeutsamen Faktor für den Neuaufbau der internationalen Beziehungen aber sollte man noch einsetzen den starken Impuls zum Frieden und zur Verständigung, der in den meisten Angehörigen der neuen Frauengeneration lebendig ist, und der sie befähigt, die Prestigepolitik alten Stils als unwürdig und ungeeignet über Bord zu werfen.

Rätsel-Ecke

Magische Treppe



a a a a a a a a a a a a a b d d d e e e e e e e e e e e i i i k l m m m m n n n n n n n n n n n n s s s s s s t t t t u u. Vorstehende Buchstaben sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß die waagerechten und die senkrechten Reihen gleichlauten und Wörter folgender Bedeutung ergeben:

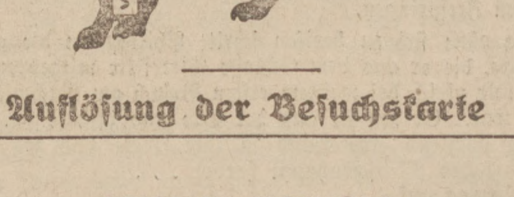
Fluß in Holland.
Mädchenname.
Hauch.
Fluß in Afrika.
französischer Ausdruck für Begeisterung.
französische Schriftstellerin.
amerikanischer Bundesstaat.
englische Kolonie in Arabien.
Vogelbehausung.
Teil des Radios.
Zahl.
römischer König.
biblische Figur.

Auflösung des Silbenrätsels

Im steten Werden liegt des Lebens Reiz.

1. Igel, 2. Magazin, 3. Sattler, 4. Todesstrafe, 5. Ebene, 6. Tusche, 7. Erle, 8. Niederwald, 9. Weberei, 10. Eden, 11. Ronde, 12. Desinfektion, 13. Europa, 14. Niere, 15. Leiter, 16. Itzehoe.

Auflösung des Kreuzworträtsels



Auflösung der Besuchskarte

JOHANN KOWOLL

Die kleine Exzellenz

Zum 25. Todestage Adolph v. Menzels am 9. Februar

Von Christian Dezius.

Klein von Figur, von zarter körperlicher Beschaffenheit leistete Menzel die Arbeit eines Riesen. Er war ebenso rücksichtslos gegen sich selbst, wie er rauh im Umgang mit anderen war. Auch im Glanz der Fürstenhöfe konnte sein Rücken nicht zum Dienen gebeugt werden. Seine angeborene Schroffheit verbreitete eine Einsamkeit um ihn, in deren Stille sein Werk ins Riesenhafte wuchs. Wie der Dürersche Hyronimus im Gehäuse, saß der Meister in seinem Atelier über sein Werk gebeugt, der verkörperte Fleiß, und diente in mönchischer Strenge seinem Werk. Hier war er ganz Dienender, seinem Schaffen bis zur letzten Konsequenz treu. Er liebte sein Werk mit einer leidenschaftlichen Besessenheit, das seinerseits diese seltene Treue lohnte, indem es eifersüchtig jede andere Leidenschaft von seinem Liebhaber fernhielt, die ihn von seiner Arbeit hätte ablenken können.

Menzel, dieser zärtliche Sohn und Bruder, war nie von einer Neigung und Liebe zur Frau gefangen genommen worden.



Der linkshändige Menzel beim Skizzieren.

In seinem Testament versicherte er in seiner trockenen Art und Weise, daß niemand auftauchen könne, um irgendwelche Nachkommenrechte geltend zu machen. Für ihn ist das Wort Nietzsches ohne Einschränkung gültig: „Ich trachte nicht nach meinem Glück, sondern nach meinem Werke!" Menzel selbst schreibt: „Nicht allein, daß ich ehelos geblieben, habe ich auch lebenslang mich jederlei Beziehung zum anderen Geschlecht (als solchem) entschlagen. Kurz, es fehlt an jedem selbstgeschaffenen Klebestoff zwischen mir und der Außenwelt."

Hieraus erklärt sich, daß in seinem Werke kein Thema der Liebe, der Verführung, des Mitleids, eines zartbesaiteten Gefühls- und religiösen Lebens seine Verherrlichung gefunden hatte. Menzel war der unsentimentalste Maler seiner Zeit. Sein starker Charakter ersparte ihm Unsicherheit, Zweifel und Mutlosigkeit, Eigenschaften, unter denen fast jeder Künstler zu leiden hat. Ausgezeichnet durch einen kalten und klaren Geist, seltene Wahrheitsliebe und den unerschütterlichen Glauben an den eigenen Wert, erfüllte er sein Werk in einer ununterbrochen klaren Linienführung. Sein Künstlertum bedurfte nicht des Rausches, um fruchtbar zu werden, und so blieben ihm auch die Perioden der Ernüchterung und der künstlerischen Unfruchtbarkeit erspart.

Am 8. Dezember 1815 wurde Adolph Menzel in Breslau geboren. Sein Vater war früher Institutsleiter gewesen, um sich aber später der neuerfundenen Lithographie zuzuwenden. Der Sohn sollte einen wissenschaftlichen Beruf erlernen und wurde entsprechend ausgebildet. Doch schon früh machte sich eine auffallende künstlerische Begabung bei dem jungen Menzel bemerkbar und als seine Familie 1830 nach Berlin übersiedelte, wo sich bessere Verdienstmöglichkeiten boten, ging Menzel dem Vater fleißig zur Hand. Als Adolph 17 Jahre alt war, verlor er seinen Vater, und die ganze Sorge um den Unterhalt für seine Mutter und die drei Geschwister lastete nun auf seinen schmalen Schultern. Unbedenklich nahm er die Fron einer geschäftsmäßigen Tätigkeit auf sich, und es gelang ihm sogar das seltene Kunststück, beim Zeichnen von Etiketten, Formularen und Geschäftskarten künstlerisch weiter zu kommen. Aus eigenen Ersparnissen bestritt er im Sommer 1833 den Besuch der Akademie, wo er es aber nicht lange aushielt.



„Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci"

das berühmteste von Menzels zahlreichen Bildern aus friderizianischer Zeit.

Seine Arbeit nahm ihn so in Anspruch, daß er bis zum Jahre 1850 nur drei kleinere Reisen, 1841 nach Kassel, 1844 nach Jauer und 1850 nach Dresden unternahm. In dieser Zeit wurde sein Ruhm durch die Illustrationen zu Kuglers „Leben Friedrichs des Großen", an denen er fast zehn Jahre arbeitete, begründet. Als er dieses Werk abgeschlossen hatte, zeichnete der Künstler für das monumentale Werk der friderizianischen Uniformen und von 1844 bis 1849 die lebensvollen Holzschnitte zu den Werken Friedrichs des Großen. Die nachhaltigsten, für seine Malerei bedeutsamen Eindrücke erhielt Menzel in Paris, wohin er 1855 auf 14 Tage zur Weltausstellung gefahren war. Im Jahr darauf entstand aus Skizzen und Notizen sein hervorragendes Oelbild „Theatre gymnase".

In diesem und den folgenden Jahren machte er mehrere Reisen in Deutschland und brachte 1872 aus dem Eisenwalzwerk in Königshütte eine Unmenge von Studien mit, die als Vorbilder für das bekannte Oelgemälde dienten. Ueberall auf seinen Reisen, im Eisenbahnwagen, im Hotel, beim Essen, auf den Entdeckungsfahrten durch fremde Städte, immer hielt er sein Skizzenbuch in Bereitschaft, um alles, was seinem Auge aufzeichnenswert erschien, skizzenhaft festzuhalten. Auch in Beethovens Sterbezimmer in Wien holte er Block und Stift hervor und bannte den Raum mit allen Einzelheiten auf das Papier. Erst mit 65 Jahren kam Menzel nach Italien. Er nahm in Verona längeren Aufenthalt, das ihn so interessierte, daß er vergaß, nach Rom weiterzureisen. Anscheinend hing er mit besonderer Liebe an dem deutschen Süden, den er als alter Mann fast alljährlich besuchte. Menzel blieb immer, was er war, Handwerker seines Werkes, und er legte den Zimmermannsbleistift, mit dem er selbst seine zartesten Zeichnungen schuf, auch dann nicht aus der Hand, als er zum Ritter des Schwarzen Adlerordens erhoben wurde und die Titulatur trug: Seine Exzellenz, Wirklicher Geheime Rat Adolph von Menzel.

Es ist kaum zu fassen, wie umfassend dieses Genie des Fleißes war. Man kann begreifen, daß Theodor Fontane, ein Zeitgenosse des Meisters, zu Versen begeistert wurde, als er staunend die Fülle dieses Menschenlebens betrachtete. Fast verwirrt ruft er aus:



Unser Bild zeigt die „alte Exzellenz" ein Jahr vor seinem Tode in Bad Kissingen, dessen ständiger Gast er war.

„Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles, — um nicht zu sagen, alles; mindestens ist er — die ganze Arche Noah, Tier und Menschen, — Puthühner, Gänse, Papageien und Enten, — Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau, — der alte Ziethen, Ammen, Schlosserjungen, — kathol'sche Kirchen, italienische Plätze, — Schwubschwallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke, — Stadträte mit und ohne Kette, — Minister, mißgestimmt, in Kaschmirhosen, — Straußfedern, Hofball, Hummermayonnaise, — der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck, — er studierte — die große und kleine Welt, was kreucht und fleucht, — er gibt es uns im Spiegelbilde wieder — im Rundsaal, — vom Plafond her, strahlt der Lüster, — siebartig golden blinkt der Stühle Flechtwerk — Champagner perlt auf der Meißner Schale — liegt, schon zerpflückt, die Pontac-Apfelsine."

So wird dieser Napoleon der Malerei sich noch den spätesten Geschlechtern zeigen. Als dieser ungekrönte Herscher am 9. Februar 1905 gestorben war, folgte einige Tage später dem Leichenwagen zu Fuß sein König und Kaiser.

In memoriam Richard Dehmel!

Gestorben am 8. Februar 1920.

Von Walther Victor.

Lyrik.

Es bezeichnet vielleicht nichts besser den Charakter des literarischen Schaffens Richard Dehmels als ein Vergleich. Gerhart Hauptmann hat vor wenigen Wochen einen zweibändigen Roman erscheinen lassen. In diesem Buch gibt der repräsentative Schriftsteller Deutschlands, der die Schwelle des Greisenalters überschritten hat, eine Schilderung der seelischen Kämpfe, die er in der Blüte seiner Jahre, vor einem Menschenalter also, zwischen zwei Frauen durchlebt hat. Hauptmann brauchte dieses Ausreifenlassens seines Erlebens, sein Werk ist das Ergebnis innerer Verarbeitung, von einer höheren, fast weisheitsgetränkten Schau aus tastet er den Vorgängen nach und breitet sie in epischer Malerei vor uns aus. Dehmels Lyrik, das überreiche Geschenk, das er uns gemacht hat, verdankt ihr Entstehen entgegengesetzter Neigung. Ihre stärksten Teile, die wundervollen Sänge von „Weib und Welt" und den „Zwei Menschen", das gestammelte Leid einer liebwunden Seele, die herausgejauchzte Lust eines glückseligen Herzens, sind nicht Erinnerungen an, sondern Dokumente für die innere Krise, die zwei Frauen für den Dichter bedeuteten. Was ihn bewegte, das sang er, seine Lyrik ist der Spiegel seiner Gefühle. Daß dieses Gefühlsleben ein restlos beschwingtes war, dafür zeugt ein vom sonnigheiteren Kinderliedchen bis zum todumschauerten Trauersang reichendes Repertoire dichterischer Schätze. Das Wort „Dichter" ist im Kurse gesunken, seitdem es für jeden betriebsamen Operettenlibrettisten in Anwendung kommt. Wenn Frank Wedekind, der ja schließlich von Dichtung etwas verstand, Dehmel zum 50. Geburtstag als „dem größten lebenden deutschen Dichter" gratulierte, so wußte er, was er tat, und nahm das Wort bei seinem tiefsten Sinn. Die Dichtungen Dehmels bekommen aber erst für denjenigen das Merkmal echtester, ursprünglicher Ausdruckskunst, der in den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen des Dichters entdeckt hat, daß die Lyrik der Wesenskern des Menschen Dehmel war. Da ergibt sich, daß fast jedes Gedicht ein Blatt im Kalender des Dehmelschen Alltags war. Ihm hat es Gott gegeben in so köstlicher Weise zu sagen, was er litt und was ihn hochstimmte, daß seine lyrische Kunst zum literarhistorischen Begriff geworden ist.

Weltanschauung.

Dehmel ging 1914 aus innerer Not an die Front: es litt ihn nicht inmitten der hektisch Hurra brüllenden und gleichzeitig auf dem Bezirkskommando um Befreiung flennenden Haufens, er zog seine Konsequenz aus dem Schicksal des auf die Schlachtbank geführten Volkes. Kaum ein Jahr — und er ist grenzenlos ernüchtert. Wie nie hat ihn die Skepsis ergriffen. Eine Flut von Unwillen verströmt er in Briefen an seine Freunde. Der Größenwahn der deutschen Habgier habe uns ins Unglück geführt. Das deutsche Bürgertum sei kernfaul, es verdiene noch ganz andere Dinge als die Niederlage, schreibt er, als sie besiegelt ist. Aber schon im Frühjahr 1915 von der Front her, bekannte er seinen Kindern: er lasse seine Knochen im Schützengraben morsch werden für ein Vaterland, das „einstweilen noch im Monde" liege. Die hohe Militärbehörde hatte sich geirrt. Sie, die ihn ins Feld geschickt hatte, weil sie „von der moralischen Wirkung in der Oeffentlichkeit überzeugt sei" (!), für die also der unter Gewissenszwang handelnde Dichter eben gut genug war, um als Reklamesoldat zu dienen, mußte erleben, daß Dehmel offen seine Zweifel an der Güte der deutschen Sache gestand, sich nicht mißbrauchen ließ. Ja, als man ihn später in der Zensurbehörde verwenden wollte, um wenigstens seine geistigen Fähigkeiten auszunutzen, rebellierte er gegen diese seiner inneren Ueberzeugung zuwiderlaufende Beschäftigung und ging zurück nach Blankenese bei Hamburg, um das Erlebte zum Werk zu gestalten.

Drama.

Im Jahre 1917 legte Dehmel, der Lyriker, ein Drama vor. „Als Dramatiker zählt Dehmel nicht," dekretiert Eduard Engel. Aber er kannte nur den unbedeutenden Versuch „Der Mitmensch" (1895). Die „Menschenfreunde" — immer spielt der Mensch eine überragende Rolle! — sind das Zeugnis eines lebendigen Geistes wider die Heuchelei, wider die Seelenlosigkeit der Gesellschaftsordnung. Das Geld regiert. Das Geld macht den Mann. Der Staat, die Gesetze, die bürgerlichen Ehren — alles beugt sich vor dem Geld. Dehmel stellt zwei Menschen gegenüber: den Träger jenes Reichtums, der, (wie stets) durch Unrecht erworben ist, einen Mann aber, der, während er das Geld mit vollen Händen herauswirft, zum Ekel, ja zur Verzweiflung kommt über die Erbärmlichkeit, die Knechtseligkeit seiner Mitmenschen dem Besitz gegenüber, und auf der anderen Seite den Typus des wohlanständigen, „aufrechten deutschen Mannes" und des hohlen Phrasentums, einen Kerl, der mit dem „heiligen Pflichtbewußtsein" im Maule zum Mörder wird, während er vorgibt, einen zu suchen. Christian Wach, der verzehrt wird vom Zweifel an der Güte des Menschen, an der Gerechtigkeit der sozialen Ordnung, der, die Selbstlosigkeit selbst, doch zerquält wird von Gewissensmartern, und Justus Wach, von dem Dehmel einmal sagt, er sei von jenem „gesinnungstüchtigen Amtscharakter, der aus Deutschland ein Zuchthaus machen möchte" (!). Christian und Justus nomina sunt omina, die Namen bezeichnen das Problem. — — —

Dehmel gibt aber mehr. Er erweist sich bei aller Sanftheit der Konturenzeichnung als scharfer Satiriker. Er macht aus den auftretenden Staatspersonen Karikaturen die sitzen, und noch in den leichten Umrissen eines Sanitätsrates übt er Kulturkritik. Der Meister der neuen deutschen Lyrik ballt in straff und ebenmäßig konstruierte drei Akte das Schicksal und den Kampf einer faustisch ringenden Seele und spricht mit ihr von seiner grenzenlosen Enttäuschung und von der Verdreckung aller Ideale im Morast einer heuchlerischen Welt.

Der Mensch.

Die Idealität, die er selbst sich zu leben bemühte, richtet sich zu menschlich vorbildlicher Größe in den Lebens-, und Liebeskonflikten auf, an denen Dehmels Leben so reich war. In einem Brief vom 13. Mai 1899 findet sich in einigen Kernsätzen das Fazit seiner Philosophie von der Liebesgemeinschaft zweier Menschen. „Die Ehe kann ebenso leicht dazu führen, den Mann erst recht aus dem Hause zu jagen wie ihn ans Haus zu fesseln." Für ihn hat nur jene allesumfassende Liebe Geltung, die aus dem Eros kommt, den ganzen Menschen gibt, aber auch fordert. Ferdinand Lassalle hat sich einmal so ähnlich über die so selten Erfüllung findende Maßlosigkeit des Anspruchs echter Liebe ausgesprochen. Frank Wedekind ihren Quell in der Novelle vom „Rabbi Esra" gestaltet. „Ich habe eine Frau, sie reizt mich geistig oft zum Widerspruch, aber mein Fleisch und Blut ist immer einig mit ihr, und seltsam: je länger, je mehr wird unsere Seele auch geistig eins." Wir sind jetzt so von Herzen verkettet — — — nur dieses eine Weib lebt für mich." Aber: „Es gibt nur eine Eigenschaft, auf die sich Liebe fürs Leben gründet; das ist — Leibeigenschaft." — „Ich will besitzen und besessen sein." — Und dieser Mensch, der so viel seelische Kraft ausstrahlte, daß ihm überreiches Glück aus der Gemeinschaft zufloß — er war doch wieder, wie ein jeder oft grenzenlos einsam und allein. Sein Herz ist die Harfe, die das widerklingt. In der „Harfe" sagt er es auch:

„Wie hab' ich mich nach einer Hand gesehnt,
Die mächtig ganz in meine würde passen!
Wie hab' ich mir die Finger wund gedehnt,
Die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt ich sie zur Faust."

Das Zeitalter Nietzsches hinterläßt seine tiefen Spuren auch im Bilde vom Menschen Dehmel. Aber dieser Mensch ringt sich durch die Finsternis der Verneinung doch zum Lichte der Menschheit empor. Er steht und prüfet die bestand'ne Fahrt:

Nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
Zur ganzen Welt!

Prittwitz über die deutsch-amerikanischen Beziehungen

Neuyork. Bei einem von der Steuben-Gesellschaft zu Ehren des Botschafters Houghton veranstalteten Festessen feierte der deutsche Botschafter von Prittwitz Houghton als überzeugten Friedensfreund und betonte, daß die Versöhnung zwischen Deutschland und Amerika für alle Zukunft gesichert sei. Die Rede von Prittwitz wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Die Reparations-Abkommen von der Sobronje angenmmen

Sofia. Nach heftiger Debatte nahm die Sobranje am Freitag in dritter Lesung das Haager Reparations-Abkommen an, nachdem sich Bulgarien verpflichtet, jährlich 11,3 Millionen Goldfranken bis 1966, sowie eine Summe von 110 Millionen Lei für die Aufhebung des rumänischen Sequesters zu bezahlen. Außenminister Buroff erklärte, daß er stolz auf dieses Werk sei, während Finanzminister Moloff das Abkommen als guten Abschluß jener verwerflichen Politik bezeichnete, die Bulgarien im Jahre 1915 in den Weltkrieg trieb. Nachdem das Abkommen mit großer Mehrheit unter stürmischem Protest der gesamten Opposition durch Handaufheben angenommen war, vertagte sich die Kammer. Es fiel auf, daß Zankoff und seine Freunde für das Abkommen gestimmt hatten.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 11.58: Verschiedene Nachrichten. 12.10: Symphoniekonzert. 15.00: Vorträge. 16.00: Volkstümliches Konzert. 17.15: Kinderstunde. 17.40: Vorträge. 19.25: Uebertragung aus Warschau. 21.00: Abendkonzert. 21.45: Liter. Stunde. 22.15: Berichte. 23.00 Tanzmusik.

Montag. 12.05: Uebertragung aus Krakau. 16.20: Unterhaltungskonzert. 17.15: Plauderei über Radiotechnik. 17.45: Unterhaltungskonzert. 19.05: Vorträge. 20.30: Uebertrag. der Operette aus Warschau. 22.15: Berichte. 23.00: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 11.58: Berichte. 12.10: Symphoniekonzert der Philharmonie. 14.00: Vorträge. 16.20: Schallplattenkonzert. 17.15: Plauderei. 19.25: Vorträge. 20.00: Literarische Stunde. 20.15: Symphoniekonzert. 21.45: Stunde für Krakau. 22.15: Berichte. 23.00 Tanzmusik.

Montag. 12.05: Schallplattenkonzert. 13.10: Wetterbericht. 15.00: Handelsbericht. 16.15: Kinderstunde. 16.45: Schallplattenkonzert. 17.15: Französische Stunde. 17.45: Unterhaltungskonzert. 19.10: Vorträge. 20.30: Uebertragung der Operette. 22.15: Verschiedene Berichte. 23.00: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. Breslau Welle 325.

Sonntag. 8.45: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Fortsetzung des Morgenkonzerts. 11.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Aus Berlin: Marek Weber spielt. 14.00: Die Mittagsberichte. 14.10: Schachfunk. 14.35: Stunde des Landwirts. 15.00: Aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Siebentes Breslauer Sechstage-Rennen: Kojenrundgang. 15.25: Kinderstunde. 15.50: Solistenkonzert. 16.35: Gedenkstunde für Ignaz Klug. 17.00: Uebertragung nach Leipzig und Königsberg: Jazz auf zwei Flügeln. 17.30: Richard Dehmel. 18.10: Aus Gleiwitz: Zeitlupenbilder aus Oberschlesien. 18.35: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 18.35: Liederstunde. 19.10: Stadt und Land. 19.45: Momentbilder der Zeitgeschichte. 20.10: Der Arbeitsmann erzählt. 20.30: Aus Berlin: Operetten-Querschnitt. 22.10: Die Abendberichte. 22.35—0.30: Aus Berlin: Tanzmusik.

Montag. 9.05: Schulfunk. 16.00: Literatur. 16.30: Aus dem Kaffee „Hindenburg", Beuthen: Unterhaltungsmusik. 17.30: Aus Gleiwitz: Stunde des Landwirts. 18.15: Berichte über Kunst und Literatur. 18.45: Hans Bredow-Schule: Erdkunde. 19.10: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19.10: Abendmusik. 20.00: Von der Deutschen Welle, Berlin: Gegenwartsfragen. 20.30: Aus Leipzig: Die Weltstadt in Dichtung, Zahlen, Reden und Bericht. 21.15: Klavierkonzert. 22.10: Die Abendberichte. 22.35: Funktechnischer Briefkasten. 22.50: Aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Siebentes Breslauer Sechstage-Rennen: Die Abendwertungen.



Der kluge (Ehe-)Mann baut vor
wenn die Frau sich in den Ausverkauf stürzt. (Humorist.)

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Dienstag, den 11. Februar, abends 7 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels ein Lichtbildervortrag des Genossen Dikta „Mit Graf Zeppelin um die Welt" statt. Da der Vortrag aktuell ist und sehr interessant zu werden verspricht, ist zahlreiches Erscheinen erwünscht. Auch Gäste sind herzlichst willkommen.

Königshütte. Am Mittwoch, den 12. Februar, abends 7½ Uhr, Vortrag des Gen. Dikta mit Lichtbildern. Thema: „Die Weltreise des Grafen Zeppelin".

Versammlungskalender

Achtung!

Mitglieder der Freien Gewerkschaften A.D.G.B.

Am Donnerstag, den 6. Februar verstarb plötzlich einer unserer ältesten Funktionäre in der Bergarbeiterbewegung Oberschlesiens, der Kollege Franz Ritzmann, Sekretär des Bergbauindustriearbeiterverbandes. Die Mitglieder aller Freien Gewerkschaften werden hiermit gebeten, sich an der Beerdigung des Kollegen Ritzmann am Sonntag, den 9. Februar d. Js., nachm. 3 Uhr, vom Krankenhaus Bogutschütz, zu beteiligen.

Bezirksausschuß der Freien Gewerkschaften (A. D. G. B.)
Krolewska Huta, ul. 3-go Maja 6.

Bergbauindustriearbeiterversammlungen am Sonntag, d. 9. 2. 30.

Königshütte. Vormittags 9½ Uhr, im Dom Ludowy. Referent zur Stelle.

Domb. Vormittags 9½ Uhr, in dem durch den Kassierer bekannt gemachten Lokal. Referent zur Stelle.

Lipine. Vormittags 9 Uhr Vorstandssitzung, 10 Uhr Versammlung. Referent zur Stelle.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonntag, den 9. Februar: Beerdigung des Genossen Ritzmann. Abmarsch 1 Uhr vom Volkshause.
Montag, den 10. Februar: Monatsversammlung.
Dienstag, den 11. Februar: Falkenzusammenkunft.
Mittwoch, den 12. Februar: Vortrag Bund f. Arbeiterbild.
Donnerstag, den 13. Februar: Theaterleseprobe.
Freitag, den 14. Februar: Gesang und Volkstanz.
Sonnabend, den 15. Februar: Falkenzusammenkunft.
Sonntag, den 16. Februar: Heimabend.

Kattowitz. (Maschinisten-, Heizer- u. Transportarbeiterverband.) Am Sonntag, den 9. Februar, vormittags 9½ Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Generalversammlung statt.

Kattowitz. („Freie Sänger".) Männerchor, Sonntag, nachmittags 1 Uhr, Probe im Zentralhotel. Im Anschluß daran zur Beerdigung des Gen. F. Ritzmann.

Königshütte. Alle Parteigenossen, Gewerkschaftler und Mitglieder der Kulturvereine werden gebeten, sich an der Beerdigung des Genossen Ritzmann am Sonntag recht zahlreich zu beteiligen. iDe Fußgänger sammeln sich vor dem Volkshause. Abmarsch Punkt 1 Uhr unter Vorantragung ihrer Wimpel und sonstigen Abzeichen. Diejenigen, die die Straßenbahn benutzen, fahren um ¾2 Uhr ab Königshütte. Sammeln um 1½ Uhr am Volkshaus.

Königshütte. (Volkschor „Vorwärts".) Die für Sonntag, den 9. Februar, angesagte Mitgliederversammlung findet, mit Rücksicht auf die Beerdigung des Genossen Ritzmann, nicht statt. Ein näherer Termin wird noch bekannt gegeben. Die Sangesschwestern und -Brüder werden ersucht, sich am Begräbnis zu beteiligen. Sammeln am Volkshaus, nachmittags 1½ Uhr, Abfahrt nach Kattowitz 1¾ Uhr.

Königshütte. (Im Wartesaal 4. Klasse.) Unter dieser Devise begeht die Freie Turnerschaft Königshütte am Sonnabend, den 15. Februar, ihr diesjähriges Faschingsvergnügen, in Form eines Maskenballes. Immer schon erfreuten sich die Veranstaltungen obigen Vereins eines regen Zuspruchs und auch dieses Jahr steht zu erwarten, daß der Besuch ein sehr starker wird, zumal die Leitung bestrebt ist, diesmal Besonderes zu leisten. Es ist daher ratsam, sich rechtzeitig mit Einladungskarten zu versehen, die bei den Funktionären des Vereins erhältlich sind, da ohne Karte Eintritt nicht gewährt wird.

Bismarckhütte. Der „Volkschor", früher Arbeiter-Gesangverein „Freie Sänger", veranstaltet am Sonntag, den 9. Febuar, nachmittags 5 Uhr, im Saale bei Brzezina einen „Bunten Abend", bestehend aus Tendenz- und Volksliedern. Als Sopran- und Tenor-Solist wirken zwei bekannte Sänger mit Liedern teils ernster, teils heiterer Kompositionen mit. Anschließend wird eine heitere Komödie aufgeführt, verfaßt von einem Sänger des Volkschors. Der bisherige Ruf des Volkschores bürgt für einen genußreichen Abend. Niemand von unseren Gewerkschaftlern und Parteigenossen darf an diesem Abend fehlen.

Siemianowitz. Am Sonntag, den 9. Februar, vormittags 9 Uhr, Ortsverwaltungssitzung des D. M. V. im Metallarbeiterbüro. Wichtige Tagesordnung.

Siemianowitz. (Freie Sänger.) Am Sonntag, den 9. Februar, abends 6 Uhr, findet im Lokal Kozdon unsere diesjährige Generalversammlung statt.

Siemianowitz. (Generalversammlung der D. S. A. P. u. Arbeiterwohlfahrt.) Am 9. Februar, nachmittags 3 Uhr, findet bei Kozdon die Generalversammlung der D. S. A. P. und Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt" statt. Referent: Genosse Matke.

Myslowitz. (Arbeiterjugend.) Am Sonntag, den 9. Februar, findet eine Sitzung der Jugendgruppe, um 3½ Uhr nachmittags, bei Chylinski am Ringplatz statt. Als Referent erscheint Genosse Morczynczek. Die Parteigenossen werden ersucht, an der Sitzung teilzunehmen.

Nikolai. (Vorstandssitzung.) Am Sonntag, den 9. Februar, nachmittags 3 Uhr, findet im Lokal „Freundschaft" eine sehr wichtige Sitzung der Vorstände von der D. S. A. P., Bergarbeiterverband, Metallarbeiterverband, sowie des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer statt. Eine sehr wichtige Tagesordnung steht zur Erledigung.

Kostuchna. (Bunter Abend.) Am Sonnabend, den 8. Februar, abends 7 Uhr, veranstalten die „Freien Sänger" im Saale des Herrn Christ einen „Bunten Abend". Außer gut gewählten Liedern, kommen Sologesänge und Duette zum Vortrag. Hierzu sind die Sangesschwester Pieczonkowski-Königshütte (Sopran) und Sangesbruder Groll-Kattowitz (Tenor) gewonnen worden. Der übrige Teil wird durch humoristische Vorträge ausgefüllt. Eintrittskarten sind bei den Mitgliedern im Vorverkauf und an der Kasse für 1 Zloty zu haben. Im Anschluß „Tanz".

Ruda. (Genossinnen und Genossen!) Alle diejenigen, die an der Beerdigung des Genossen Ritzmann teilnehmen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Abfahrt um 13.35 Uhr erfolgt.

Groß-Piekar. (Parteiversammlung.) Am 9. Februar, nachmittags 3 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. bei Luppa. Ref.: Gen. Raiwa.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.